

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

N^o 51.

1881.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierjährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.



Wir erfüllen schweren Herzens eine traurige Pflicht, indem wir Kunde geben von dem Tode eines der besten unter unseren Mitarbeitern und Freunden. Der Chemiker **Eduard Rother** in Breslau, unseren Lesern seit lange vertraut unter dem Schriftstellernamen **Rothberg-Lindener**, ist nach jahrelangem schwerem Kampfe wider sein in mehr als einer Beziehung tragisches Geschick einem Schwindsucht-leiden im Alter von noch nicht 34 Jaren am 6. August d. J. unter furchtbaren Schmerzen erlegen. Ein unwandelbar treuer Son des Volks, ein mit schärfstem Verstande und umfassenden Kenntnissen ausgestatteter Mann der Wissenschaft, ein unermüdlicher Arbeiter an der Kultur des Menschengeschlechts und ein makellos reiner und edler Charakter ist in ihm dahingegangen. Mit seiner in Nr. 45 des laufenden Jargangs der „Neuen Welt“ veröffentlichten Arbeit „Die Zunahme der Blizgefahr und ihre mutmasslichen Ursachen“ nam er auch von derjenigen Zeitschrift, die ihm mehr als irgendein andres Organ der Presse am Herzen gelegen, für immer Abschied.

Redaktion der „Neuen Welt“.

Bruno Geiser. Dr. Max Vogler.

Herrschen oder dienen?

Roman von **W. Gaultsky**.

(24. Fortsetzung.)

Die Männer hielten Marie gewaltfam zurück, bis sie die Landungsstelle erreicht hatten, die auf der dem Friedhofs entgegengesetzten Seite sich befand.

„So, Signora, jetzt dürfen Sie aussteigen; setzen Sie den Fuß hierher, nicht allzusehnell, Sie fallen, — sehen Sie die Brücke, die führt Sie wieder nach der andern Seite; dort ist das Campo santo, dort breitet sich auch eine Vigna aus.“

Marie war schon den schmalen Fußweg hinangelaufen. Sie rannte über die Brücke.

Da war es. — Das große eiserne Tor des Friedhofs stand ihr gerade entgegen. Sie hatte es erreicht, sie lehnte sich an dasselbe und sah hindurch.

Zwischen dunklen Büschen leuchteten ihr die weißen Grabkreuze entgegen. — In dem Augenblick gab das unversperre Tor dem Drucke ihres Körpers nach und es tat sich langsam mit einem melancholischen Kreischen vor ihr auf, als wolle es sie

empfangen. Sie schauderte zusammen — aber sie trat hindurch. Als sie aber jetzt allein stand zwischen den Gräbern und nur die tiefe, schweigsame Nacht sie umgab, und ein leiser Odem sie anwehte, aus Moder und Blumenduft gemengt, da wußte sie, daß sie sich getäuscht, daß dieser Ort des Todes nimmer der ihrer Zusammenkunft sein könnte. Aber dort? — bewegte sich nicht etwas? Es raschelte zwischen den Büschen — und nun sprang sie selbst, nichts achtend, über die Grabhügel dahin.

„Alfred,“ rief sie, „Alfred Depauli!“
Keine Antwort. Nur eine große Kaze ließ über den grünen Boden und kletterte lautlos die Friedhofsmauer hinan.

Sie hielt keuchend inne, in kalten Schweiß gebadet, verstimmt, entsetzt, dann, als verliese sie plötzlich die Kraft, der Wille, sank sie an einem Grabhügel nieder; ihr Herzschlag stockte. Wäre ich doch auch schon gestorben wie diese hier, denkt sie, empfände ich doch nichts mehr von der Qual des Lebens! Aber schon hat sie

sich wieder emporgerafft, und mit der rückkehrenden Bestimmung erwacht in ihr wieder die Sorge um die Wolfart eines andern. Sie hat keine Minute zu verlieren. Von hier muß sie nun den Weg nach der Vigna finden. Sie tritt wieder zum Tore hinaus und läuft die Mauer entlang.

Ein schmaler Fußweg führt über diese hinaus, an Gärten und Maulbeerpflanzungen vorüber, die nun ihrer Blätter beraubt stehen, und die kahlen dünnen Zweige, fleischlosen Gerippen ähnlich, in die Luft strecken.

Kein Zweifel, hier ist die Vigna! Aber diese ist mit einer hohen Dornenhecke umgeben, die, dichtverschlungen, ein Hindurchbringen unmöglich macht. Und der Weg wird immer schmaler, und sie ist nun an der Spitze der Insel angelangt, der Kanal ist zu Ende und das Wasser, von einem aufspringenden Winde bewegt, rauscht zu ihren Füßen. Ein Weiter gibt es hier nicht. Zwischen dem jäh abfallenden Damme und der Dornenhecke findet sie keinen Platz mehr, um ihren Fuß darauf zu setzen. Sie kann die Vigna nicht umgehen, es ist unmöglich — ein weiterer Schritt und sie stürzt in die Lagune. Sie hält sich an der Hecke fest und sieht hinüber. Hat sie den Sinn der rätselhaften Worte auch recht gedeutet? Sie wiederholt sie in Gedanken: „Ich will Sie an dem Orte sehen, wo wir uns das letztemal getroffen — Vigna — Campo santo.“ Am Campo santo hat sie ihn nicht gefunden, und die Vigna? war es diese hier? war überhaupt die Vigna de Vitass gemeint?

Ihre Gedanken verwirren sich, und ihre Kräfte wollen sie verlassen. Die Füße verlieren den festen Halt, und als sie sich mit den Händen fester klammert, dringen ihr die Dornen ins Gesicht. — Sie wird sich loslassen.

Da schreit sie auf; ihre Lebensgeister sind neu erregt, gesteigert, fast bis zum Wahnsinn exaltiert. Ueber den entlaubten Bäumen hinweg hat sie ein Licht gesehen. Es befindet sich hinter einem hohen Spitzbogenfenster, im ersten Geschoße eines massigen Baues, eines Herrenhauses — es ist die Villa.

„Dort sind sie, dort! Sie weiß es so sicher, es gibt keinen Zweifel mehr für sie.“

Und sie ist ihm so nahe, sie muß hinüber! — Wenn sie nur noch zu rechter Zeit kommt — vor den Verfolgern anlangt!

De Vita hat vielleicht seine Vigna schon erreicht, er ist vielleicht schon oben, in jenem Zimmer, und Giuliano mit ihm — er findet sie und ihn — in der nächsten Stunde schon kann der Schuß ertönen. —

In wahnsinniger Angst, ihn onmächtiger Verzweiflung reißt sie mit ihren armen blutenden Händen an der Dornenhecke, sie muß sich Bahn brechen, sie muß hindurch. Schon knistert sie und kracht, aber nun rutscht auch das letzte Erdreich unter ihren Füßen.

„Hilfe!“ ruft sie in dem sich nie verläugnenden Triebe der Selbsterhaltung, „Hilfe!“

„Signora mia!“ ruft eine weiche Stimme, von der andern Seite der Hecke ihr entgegen.

„Cencio, hilf, ich falle!“
Schon ist er dicht bei ihr, er streckt seine Hände ihr entgegen, er umfängt sie — sie klemmt sich an ihn — sie fühlt sich gehoben — sie kommt hinüber.

Sie befindet sich innerhalb der Hecke.
Aber mit der Geborgenheit sind auch alle ihre Gedanken und all ihre Sorgen wieder bei ihm.

„Dort, nicht war, dort?“ und sie deutet, von der physischen Anstrengung noch am ganzen Körper zitternd, nach jenem Fenster.

„Ja,“ sagt er, „und die andern sind auch schon da, sie haben soeben gelandet.“

„Wir kommen zu spät!“ Mariens Füße begannen zu wanken.
„Nicht doch, die Tür ist versperrt, und über die Mauer klettern die nicht so flink wie ich.“

Sie fragte nichts mehr.
Sie lief vorwärts, dem Lichte zu.

Er folgte ihr; er wollte ihre Hand erfassen.
„Signora,“ flehte er, „wollen Sie wirklich da mitspielen, es kann ernst werden, bleiben Sie zurück.“

„Mein Gatte ist da oben!“ leuchtete sie.
„Aber auch — sie — die Französin!“

Marie hielt nicht inne in ihrem Lauf, und jetzt hatte sie die Villa erreicht und Cencio mit ihr.

Durch die Bogen der Voggia fiel aus der offenen Tür ein Lichtschein. Man sah in die Halle, wo auf dem niederen Herde ein Feuer brante: ein Kessel hing darüber.

Die Castalda, die die Rückkunft ihres Mannes und ihrer Söhne erwartete, ließ darin das Wasser erhitzen, um ihnen, sobald sie heimgeliehet, die Polenta zu rühren. Sie selbst saß auf einem niedern Schemel nahe dem Herde und hatte ein großes Netz vor sich ausgelegt. Ihr kleinster Junge lag am Boden, ganz in dieses Netz verwickelt, von dem sie einen Teil gegen sich genommen, wol in der Absicht, es auszubessern. Aber die müden Augen waren ihr zugefallen, der Kopf war gegen die Brust herabgesunken. Sie schlief und schnarchte mit ihrem Jüngsten um die Wette.

Marie war an der Türe stehen geblieben und hatte einen raschen Blick nach diesem Innenraume geworfen. Sie horchte, alles blieb ruhig, nur ihr Herz klopfte in wahnsinnigen Schlägen. Sie war den Männern zugekommen, sie war die erste am Platze, es war ihr vorbehalten, die beiden zu überraschen.

„Wo ist die Treppe, die nach oben führt?“ flüsterte sie Cencio zu.
Dieser wies mit der Hand nach der hölzernen Stiege in der Halle selbst: „Diese da.“

Sie winkte ihm, zurückzubleiben, während sie mit leisem Schritt die Halle betrat; ihre leichte Gestalt schien über den Boden hinwegzugleiten, schattengleich. Sie warte sich sogleich der Treppe zu. Sie wollte es vermeiden, die Alte zu wecken, die hätte ihr wol dies Eindringen verwehrt. Aber jetzt knarrte es dennoch unter ihrem Tritt; die Castalda sah auf, sie langte nach dem entfallenen Netze und war in der nächsten Sekunde schon wieder eingeschlafen.

Marie hatte den Treppenabjaz erreicht, sie stand vor der Tür, die nur mit einem blauen Vorhang verschlossen war. In dem Augenblicke gedachte sie nicht der Herannahenden, gedachte nicht mehr der Gefahr, die ihren Gatten bedrohte, jetzt hatte sie nur das Verlangen, zu sehen, zu hören; die letzte Bestätigung für den Berat zu finden. Und jetzt vernam sie eine Stimme — die ihres Mannes, und eine weibliche antwortete ihm, eine melodisch weiche. Ihre Kniee droten unter ihr zusammenzubrechen, aber sie will stark sein in diesem Augenblicke. Sie lehnt sich an den Pfosten der Türe, indeß ihre zitternde Hand den Vorhang hebt.

Eine schlante dreidochtige Lampe, die auf dem Tische stet, erhellt nur mäßig den großen Raum, aber nur allzu deutlich sieht sie ihn — und sie.

Sie sitzt am Tische, den Arm aufgestützt, sie scheint seinen Worten zu lauschen mit einem Lächeln der Befriedigung; und er stet an ihrer Seite, etwas ihr zugeneigt, sein Gesicht ist errotet und er spricht warm und lebhaft, er schildert wol in hellen Farben ein künftiges Glück.

Sein Körper beugt sich jetzt herab, seine Finger zeigen nach einer Karte, die auf dem Tische ausgebreitet liegt, eine Landkarte ist es, ihre Finger faren nach, zugleich mit ihm die Route bezeichnend, sie begegnen sich und er hält sie plötzlich fest, diese Finger, und ziet sie an seine Lippen.

Marie reißt den Vorhang auseinander, im nächsten Augenblicke stet sie vor ihnen.

Die also überraschten faren jäh auf, beide bestürzt, beide fassungslos.

„Marie,“ ruft Alfred, bis in die Lippen erblaffend, „wie kommst du hierher?“ Ein rasch aufwallender Born kam seiner Verlegenheit zuhülfe, das Gefühl des Unrechts ihm übertäubend. „Du spionierst mich also? Du belauerst meine Schritte und folgst mir nach?“

Juanna, rascher gefaßt, war der jungen Frau, die blaß, verstört, nach Wort und Atem ringend, in der Mitte des Gemachs stehen geblieben, entgegengesetzten. Auch ihr Blick war zürnend, und ihre Stimme hatte einen stolzen Klang:

„Madame, Sie müssen nur zu sehr geneigt sein, unserm Zusammensein die vulgärste Deutung zu geben, aber dann werden Sie uns beiden schweres Unrecht tun.“

„Meine Frau wird sich besinnen, ehe sie ihren Gatten, ehe sie Juanna Lambert auch nur mit einem solchen Gedanken beleidigt!“ rief Alfred, bereits im Tone eines Zurechtweisenden. All die Sicherheit des Herrschenden war ihm zurückgekehrt, all die Ueberlegenheit, die der Mann dem Weibe gegenüber in allen Lagen und Verhältnissen des Lebens behaupten will und die er sich selbst als ein angestammtes Recht zuerkant hat. Sie hatten bisher italienisch gesprochen, jetzt fur Alfred in seiner Muttersprache fort: „Ich schwöre es dir, Marie, zwischen uns existirt nichts, das nicht erlaubt genant werden dürfte. Nur eine Sympatie der Seele, nur gleiche geistige Bestrebungen sind es, die uns verbinden. In deinem Recht als Gattin habe ich dich

niemals gekränkt, niemals dich darin geschmäleret, und ich werde es nie tun, du kannst es mir glauben.“ Sein Ton wurde schärfer, seine Blicke strafender, wie die eines unschuldig Angeklagten.

Aber Wort und Blick des Mannes, der dies arme, gute Geschöpf so oft einzuschüchtern vermocht, hatte seine Macht verloren. Marie schlug die Augen nicht vor ihm nieder, und in ihrem schönen, blassen Gesicht malte sich ein Schmerz, der sie mit einemmale aus ihrer Unbedeutendheit emporhob, ihr Adel und Würde verlieh.

„Das Recht, das du meinst,“ entgegnete sie in edler Enttäuschung, „es ist nicht das heiligste Recht der Gattin, das ihr nicht geschmäleret werden darf; die ware Untreue, die nichts mehr sühnt, vollzieht sich hier und hier, im Sinn, im Herzen. Von da hast du mich ausgeschieden seit langem, von jeder seelischen Gemeinschaft mit dir, von jedem Denken und Empfinden; die letzte Rücksicht, die du mir noch bewarst und ihr einen Schein von Tugend geben möchtest, sie ist ein leeres, ein bedeutungsloses, sie ist mir nichts. Wenn die Seelen sich nicht mehr berühren, ist jede körperliche Berührung eine Schmach.“

Sie wachte sich von ihm ab, wie in Verachtung. Er stand versteinert, aufs tiefste betroffen, während Juanna, die, wenn sie auch die deutschen Worte nicht ganz verstanden, sie doch erraten, alles aus dem beseelten, erregten Antlitz Mariens herausgelesen hatte, nun halb in Reue, halb in Bewunderung, Auge in Auge ihr zu begegnen suchte. Sie fühlte eine innige Sympathie in ihrem Herzen für diese Frau entstehen, der sie so vieles abzubitten hatte. Sie hatte sie, als auf einer niedern Stufe der Intelligenz stehend, sich vorgestellt, gänzlich unbedeutend, auch leer im Herzen; nur so hatte sie sich den Kummer, das Unbefriedigtsein des Gatten ausgelegt und ihn darob bedauert; und nun erschien ihr diese Frau so edel, so groß in ihrem berechtigten Schmerz, auf einer sittlichen Höhe stehend, zu der ihr Mann nicht heranreichte. Und so drängte es sie zu dem Wunsche, nicht hinter ihr zurückzustehen und, wenn es möglich, die Gatten zu versöhnen.

„Frau Depauli,“ sagte sie, und sie suchte all' die herzliche Sympathie, die sie empfand, in ihren Ton zu legen, „Sie müssen auch mich hören, und wenn Sie hierher gekommen sind, um Ihren Mann zurückzunehmen, so —“

Sie kam nicht weiter. Marie hatte mit einem Ausruf und einer Geberde des Schreckens beide Hände vor ihren Kopf geschlagen; die Gefahr, in welcher Alfred schwebte, kam ihr jetzt erst wieder zum Bewußtsein.

„Ich bin gekommen, um ihn zu retten!“ rief sie. Dann in heftiger Erregung gegen Alfred gewendet, doch ohne ihn anzusehen: „Komm, — fort von hier, — ihr Bruder — ihr Bruder — ihr Bräutigam, — sie suchen dich, — sie werden hier sein im nächsten Augenblick, — sie sind bewaffnet, — sie wollen sich mit dir schlagen!“

„Gehen Sie,“ rief auch Juanna, nun ebenfalls drängend, „Ihre Frau hat recht; Giuliano ist ein Wahnsinniger, er darf Sie hier nicht finden.“

Alfred rührte sich nicht, sein Gesicht war finster, trotzig blickten seine Augen, und als wäre ihm nach dieser moralischen Demüthigung die Betätigung männlichen Mutes ein Bedürfnis, sagte er fest: „Ich werde ihn hier erwarten.“

In dem Augenblick vernahm man die Stimme de Vitass in der Halle.

Der Patron hatte die Castalda nicht eben sanft gewedt. Sie war indes schlau genug, die Verwirrung, die ihr die unvermutete Ankunft des Herrn brachte, hinter ihrer Verschlafenheit zu verbergen. Sie wußte von nichts, konnte über nichts Auskunft geben. Sie tat, als wäre ihr Schlaf so lang und fest gewesen, daß indes die Welt hätte aus ihren Fugen gehen können, ohne daß sie etwas davon gemerkt hätte.

Der kleine Giuffo war ängstlich hinter den Herd gekrochen und hatte auf die brennenden Scheite eine Menge ausgedroschener Maiskolben geworfen, sodaß das Feuer hoch aufblühte. Er wollte wol die Herren, die so drohend auftraten, besser in Augenschein nehmen.

Ernesto hatte indes rasche Umschau gehalten, er hatte die Treppe entdeckt, die nach aufwärts führte, und sein eifersüchtiger Instinkt hatte sofort erraten, daß er die, die er suchte, da oben finden würde. Er wartete nicht die Verfügungen des Hausherrn ab, er ergriff die Lampe — sie zitterte in seiner Hand — und stürzte der Treppe zu.

Schon hatte er einige Stufen erstiegen, da teilte sich oben der blaue Vorhang und Marie und Juanna traten daraus hervor.

Das hochauflodernde Licht des Herdes erleuchtete mit einem roten, magischen Schein diese hellen, jugendlich-schlanken Gestalten, die, sich an den Händen haltend, langsam herabstiegen.

Ernesto war vor ihnen zurückgeprallt. „Mit einer Frau!“ rief er und fur nach Augen und Stirn, als könne er den eignen Sinnen nicht trauen.

Auch de Vita sah mit unbegrenztem Erstaunen auf die beiden. „Frau Depauli,“ murmelte er fassungslos.

Die Frauen standen nun auf dem Boden der Halle.

„Was führt euch hierher, meine Herren?“ sagte Juanna kalt, „ihr seid doch nicht meinethalben gekommen, wir, dächte ich, hätten uns über alles auseinandergesetzt, und meine Abreise hatte ich in Aussicht gestellt.“

„Du hast heimlich mein Haus verlassen, und ich finde dich selbstamerweise auf Murano — zu dieser Stunde —“

„In guter Gesellschaft, — wie du siehst,“ versetzte Juanna trozig.

„In Gesellschaft einer Freundin,“ fügte Marie rasch und angstvoll hinzu.

„Einer Freundin!“ rief Ernesto in höhnisch exaltirtem Grimm, dann tief forschend, blickte er in das nun stark gerötete Gesicht von Frau Depauli, als wolle er das innerste dieser Seele ergründen, „Ihrer Freundin, Signora?“

Marie durchschauerte es, ihr Atem stockte, ihre Lippen preßten sich zusammen, als verschlössen sie sich einer Lüge, aber sie bezwang den Widerwillen und streckte der Berchastten ihre Hand entgegen: „So ist es, meiner Freundin.“

Juanna hatte in unverstellter, leidenschaftlicher Härlichkeit das junge Weib an sich gezogen, und sie schlang den Arm um ihren Hals: „Die dich liebt, Marie, aufrichtig und war, die dich bewundert.“

Ernesto biß die Lippen aufeinander, er wußte im Augenblick nicht, wie er das zu deuten habe, aber er ahnte, daß dahinter etwas stecken müsse, daß dies alles eine Komödie sein könne, um ihn zu täuschen, um den Schuldigen der Verantwortung zu entziehen. Der Gedanke machte ihm das Blut sieden, er erhöhte nur seine wahnsinnige Erregung und seinen Grimm.

„Und der Grund Ihres Hierseins, meine Damen?“ fragte er, und dann nach oben deutend: „Vielleicht finden wir da oben die Aufklärung, die wir begehren.“

Er sprang gegen die Treppe. In dem Augenblick erschien Alfred am obersten Absatz derselben.

Ernesto stieß ein wütendes Lachen aus. Der Anblick dieses Mannes, den er allein verantwortlich machte für sein zerstörtes Liebesglück, und den er nun wirklich hier traf, wo seine Eifersucht ihn vermutete, entfesselte seine ganze Leidenschaftlichkeit und brachte ihn außer sich.

„Ah, da ist er, ich wußte es ja, der Mann, der glückliche Mann zweier Freundinnen, haha! Wie er dies Glück erreicht, durch welche Mittel, darüber soll er uns Rede stehen!“

Alfred war rasch die Treppe herabgestiegen, und er wachte sich an den auf ihn zugehenden de Vita, Ernesto in beleidigender Absichtlichkeit ignorierend.

„Ich werde Ihnen alle und jede Aufklärung und Genugthuung geben, die Sie zu fordern berechtigt sind,“ sagte Alfred mit möglichster Ruhe und Bestimmtheit; hierauf dem sich vor ihm aufplanzenden Ernesto mit einem Blick vornehmer Geringschätzung belegend: „Für Ihre Annahmen aber könnte ich eine andere Antwort in Bereitschaft haben.“

Ernesto riß die Pistolen aus der Tasche seines Rockes und hielt sie ihm hin.

„Sie werden sich mit mir schlagen,“ ruft er, am ganzen Leibe bebend.

Alfreds Blick trifft ihn wie ein Peitschenschlag. „Ich werde Sie ins Tollhaus sperren lassen.“

Ernesto stößt das Gebrüll eines verwundeten Löwen aus, sein dunkles, schönes Gesicht erscheint in diesem Augenblick bis zur Unkenntlichkeit entstellt, er schleudert die eine Pistole von sich, die andre erhebt er gegen Alfred.

Marie hat sich in blitzartiger Bewegung an den Hals ihres Mannes geworfen, — die Kugel wird sie treffen.

Aber Juanna war ebenso rasch in kühner Entschlossenheit herbeigesprungen, und sie führt von oben nach unten einen Schlag gegen den Arm des Rasenden.

Der Schuß fällt, aber die Kugel schlägt am Boden der Halle auf, und von da abprallend, fliegt sie empor und gräbt sich tief in das Holzgebälk der Decke.



Griechische Mädchenspiele.

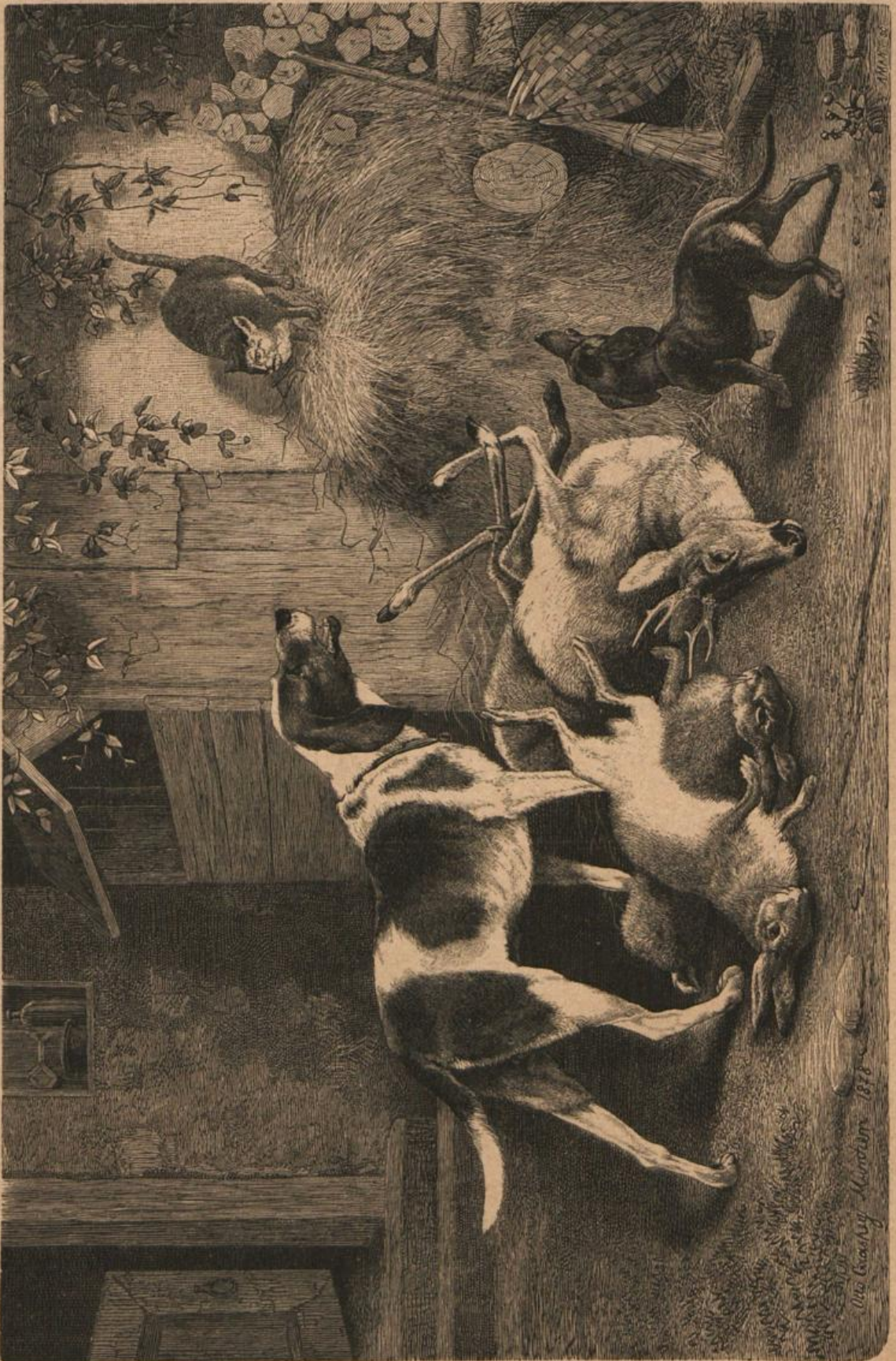
Ein Augenblick ängstlicher Stille folgt diesem Vorgange, dann schlendert Ernesto mit einer Geberde des Absehens vor sich selbst die Pistole beiseite und stürzt gegen die Tür, aber er bricht zitternd zusammen, noch ehe er sie erreicht.

Die Juanas Dazwischentreten hätte er einen Mord begangen, und einen Mord an einem Unschuldigen, an einem Weibe! Dies entsetzlichsste, der schwerste Fluch, mit dem eine Menschenseele sich belasten kann, einer Rainstat gleich, schmettert ihn nieder, bricht ihm den starren Sinn, läßt seine Wildheit in Tränen sich lösen. Er schlägt aufschluchzend die Hände vor sein Gesicht.

Die Castalada, die der Patron vorhin hinausgewiesen, ihr Mann und ihre Söhne, die vom Fischfang zurückgekehrt waren, sowie Cencio, der mit ihnen vor dem Hause gewartet hatte, sie alle stürzten, als sie den Schuß gehört, erschreckt, in lärmender Erregtheit in die Halle.

Aber de Vita tritt ihnen mit all' der Würde und Gravität, die ihm eigen ist, entgegen und erklärt, daß der Schuß nur aus Unvorsichtigkeit sich entladen habe. Er weist auf die Kugel in dem Holze, und sie alle stehen in eine Gruppe zusammengedrängt und starren nach dem Fleck empor, wo sie eingedrungen. Alfred aber hält sein Weib im Arm, grabeso, wie in dem verhängnisvollen Augenblick, wo sie, um ihn zu schützen, die eigne Brust dem totbringenden Lauf entgegengekehrt hat. Er weiß nicht, was um ihn herum geschieht, er sieht

nur sie, er empfindet die ganze Wollust, sich so geliebt zu sehen, so bis zum Aufgeben des eignen Selbst, und in Rührung und



Erne Wächter. (Seite 628.)

überwallender Zärtlichkeit beugt er sich über sie, die wieder sein teuerstes, sein einziges geworden, und die er fortan — er gelobt es sich selber — höher und heiliger halten will, als das eigne Leben.

Süße, beruhigende Worte flüßert er ihr zu, ein Gegenwort erhebend, und er forscht bittend, in banger Sorge in dem lieben, blaffen Gesichtchen, in den festgeschlossenen Augen, die er noch nicht zu küssen wagt, nach einem Zeichen rückkehrender Besinnung.

Sie seufzt schwer auf.

„Komm,“ sagte er in einem Ton, so fürsorglich, so weich, so wie eine Mutter zu ihrem Kinde spricht, „dieser Vorgang hat dich maßlos erschreckt, ich bringe dich nachhause. Dann warte er sich gegen de Vita und auch Ernesto streifte sein Blick: „Sie wissen, meine Herren, wo Sie mich zu finden haben, Salute!“

Er verbeugte sich gegen Juanna, die, ernst und blaß, ihm ein stummes Lebewohl mit der Hand bot, und seine Frau wie ein Kind in den Arm nemend, verließ er mit ihr das Haus.

Cencio und die Castalda waren ihm gefolgt, letztere wollte das Thor öffnen, aber es stand weit offen, de Vita und Ernesto hatten es, nachdem sie vergeblich versucht, die Mauer zu ersteigen, gewaltfam erbrochen.

Alfred schickte sie und Cencio zurück. Der letztere sollte mit den Barkenfürern heimkehren, die seine Frau hierhergebracht, er selbst wolle die Gondel benutzen, die hier zunächst seiner wartete. Er schritt dem Wasser zu, aber er kam in dem hohen Flugande, der das Uferland bedeckte, nur langsam und mühsam hinweg.

Jetzt war er am Strande, und mit lauter Stimme rief er die Gondel heran.

Marie erbehte in seinem Arm. Die Luft, die vom Wasser ihr entgegenwehte, noch mehr aber der laute Ton seiner Stimme hatten ihr das Bewußtsein zurückgebracht. Sie sah um sich; sie hörte das schwache, plätschernde Anschlagen der Bogen und sie füllte sich in dem Arm ihres Mannes, der mit ihr heimkehren wollte, zurückgezwungen zu seinen ehelichen Pflichten, zu einer entweiten Häuslichkeit.

Nein, rief es in ihr, ihr innerstes Empfinden schien sich dagegen aufzulehnen und in jeder Faser ihres Körpers zuckte es in schmerzhafter Empörung: nein!

Schon hatte sie sich seinem Arm entwunden, — er will sie wieder fassen, — sie stößt ihn zurück: „Geh, laß mich, kehre zu ihr zurück, ich entbinde dich deiner traurigen Pflicht, du bist frei!“

Laut, in bebender Energie, wie im Zusammenfassen all' ihrer Lebenskraft, schleuderte sie die Worte ihm entgegen. Aber als hätte diese Losfagung von dem Teuersten ihr das arme Herz gebrochen, wankte sie plötzlich, ihre rechte Hand sur in der Luft herum und sank gelähmt an ihrer Seite herab; sie selbst glitt lautlos, ohne Widerstand in die sie umschlingenden Arme ihres Gatten.

Kein Leben schien mehr in ihr. Weinend trug er sie nach der Gondel.

Die Gondoliere hatten ihre Passagiere schon mit Ungebuld erwartet. Alles deutete auf das Hereinbrechen des Sturmes.

Schnell war die Gondel losgemacht, und all' ihre Kraft einsetzend, versuchten die Gondoliere, so rasch wie möglich vorwärts zu kommen.

Der Kanal von Murano war bald durchschiffet, und jetzt hatten sie die offene Lagune erreicht. Der Mond war hinter schwerem Gewölk verborgen, das, Trauerflöten gleich, tief herabhing; kein Sternlein spiegelte sich in der schwarzen, weiten Wasserfläche wieder, die unbewegt schien, wie erstarrt; und rundumher ein leeres, dunkles, dem Auge unsaßbares.

Die Atmosphäre ist drückend, sie lastet auf der Brust in ihrem geringen Druck und wirkt beängstigend. Den armen Ruderern rann der Schweiß bähengleich von der Stirne, einer nach dem andern mußte auf Minuten ruhen. Bald füllten sie sich gänzlich abgemattet, kaum imstande, die Hände zu heben, und doch tat Eile dringend not.

Dort über dem Meere zeigten sich seltsame Gebilde, rötlich graue Wolken, lichter als die übrigen; ein rascher Blitz zuckt daraus hervor — und jetzt ging ein Pfeifen durch die Luft, hoch und schneidend, das allmählich zu einem Brausen anschwellt, das in tiefen, hohlen Tönen heranzog. Von Südwest jagte es daher in rasender Sturmesaile. Es zerriß die Wolken, und in dem Licht des Mondes, der für einen Augenblick zum Vorschein kam, konnte man die drohende Gefahr nur deutlicher erkennen. Als wenn das glatte Element plötzlich von wilder Wut erfaßt wäre, wälzten sich die weißen Schaumkämme daher, sich überschlagend und ineinander lörend.

„La garbinada!“ schrien die Gondoliere.

„La garbinada!“ wiederholten vier andere Kehlen; es war die Bemannung der zweiten Gondel, die so dicht an die erste

heranfuhr, daß Cencio in seiner Behendigkeit sich hineinzuschwingen vermochte. Und jetzt, — man sah die Wellen von weitem kommen, man hörte ihr Rauschen, — sie erfaßten das Bot, sie hoben es und rollten darunter hinweg. Und jetzt eine zweite, eine dritte und so fort.

Das Schiff gehorchte nicht mehr dem Steuer, und sie waren jeden Augenblick in Gefahr, gegen die mächtigen, den Weg vorzeichnenden Pfäle geschleudert zu werden und, daran zerschellend, zu versinken. Die Männer jammerten und fluchten, dann stammelten sie Gebete oder suchten sich gegenseitig Mut einzusprechen. Und inmitten dieses tosenden Aufruhrs saß Alfred ernst und düster, sein Weib im Arm, um nichts bekümmert, als ihre kalten Glieder zu wärmen, den Schlag ihres Herzens zu zählen, der, ach, so schwach war und teilweise ausblieb. Der Sturm hatte ihm den Hut vom Kopfe gerissen, das dunkle, lockige Haar umflatterte ihn wild. Auch in ihren Kleidern versing er sich; er preßte sie zusammen, und sorgsam zog er die leichten Hülsen gegen den zarten, entblößten Hals hinauf, damit kein rauher Lufthauch ihn berüre, schüzend beugte er den eignen Körper über sie und drückte sie fest und fester an seine laut klopfende Brust.

Es lag etwas tief ergreifendes in dieser Unempfindlichkeit des Mannes gegen die ihn umgebende, mit jeder Minute anwachsende Gefahr, die auch sein Leben bedrohte, und in dieser stummen Färtlichkeit gegen das arme, hilflose Wesen an seiner Brust. Es lag etwas so düsteres in seinem Ernst und seiner Blässe, in den tiefen Augen mit dem gramvollen Blick.

Und der Sturm nam zu und er umheulte ihn, und wie ein Rachelied war's, was er ihm in die Ohren sang, und das Meer, das außer den Dünen lag, donnerte dazwischen, und grelle Blitze, ein Horizont in Flammen, erleuchteten von Minute zu Minute dies Bild wildbewegter Naturgewalten und menschlicher Bedrängnis. Die Gondel schaukelte, von Vernichtung bedroht, auf den empörten Wellen, und wäre sie gesunken, Alfred wäre im Baune seines Schmerzes, lautlos, sein Weib an sich gedrückt, hinabgetaucht in die ineinanderstürzenden Bogen.

Aber das Bot kämpfte sich durch, es näherte sich Benedig, — und jetzt hatte es die Einfart in den Kanal gewonnen.

Ahztzehntes Kapitel.

Es waren traurig-ernste Tage gewesen, die der Katastrophe gefolgt waren. Mariens Zustand war von dem Arzte als ein bedenklicher, als ein fast hoffnungsloser bezeichnet worden.

Embolie, lautete die Diagnose: Verstopfung einer Gehirnarterie durch Gerinsel von Blutfaßstoff, das sich im Herzen gebildet hatte. Die heftigen Selbstanklagen, die Verzweiflungsausbrüche Alfreds suchte der Arzt dadurch zu mäßigen, daß er ihm anvertraute, daß seiner jungen Gattin auf keinen Fall ein langes Leben beschieden sei. Ihr Herzleiden habe derartige Fortschritte gemacht, daß selbst bei der größtmöglichsten Schonung doch in Jahresfrist ihr Ende erfolgen dürfte.

Alfred beschwor ihn, alles zu tun, seine ganze Kunst anzuwenden, um sie ihm zu erhalten, für dieses eine Jahr wenigstens zu retten; nur jetzt sollte sie ihm nicht sterben, nur nicht an den Folgen dieser entsetzlichen Nacht; er selbst würde es nicht überleben. Und in diesem entsetzlichen Bangen vor diesem schlimmsten war er selbst mit allen Kräften bemüht, es hintanzuhalten. Er blieb Tag und Nacht an ihrem Bette, jeden Atemzug der Kranken belauschend, in peinlicher Fürsorge auf alles bedacht und jede Anordnung treffend, die woltätig und erleichternd sie berühren konnte.

Friens Zimmer war zur Krankenstube hergerichtet worden. Marie lag mit stark gerötetem Antlitz, das diesem schönen, sanften Gesicht den Anschein von Frische und erster Jugendblüte verlieh, in den weißen Kissen. Ihr Herz klopfte in verdoppelten Schlägen, und sie sur von Zeit zu Zeit mit der linken Hand gegen dasselbe, als wenn sie dadurch den Schlägen Einhalt tun wollte. Ihre rechte Hand und ihr linker Fuß blieben gelähmt. Auch in ihrem Vorstellungs- und Ausdrucksvermögen zeigten sich Lücken. Sie schien sich der letzten Vorgänge nicht mehr zu erinnern, und nicht des Wehes, das man ihr zugefügt; ein woltätiges Vergessen hatte da plazgegriffen. Aber selbst in dem ihr noch gegenwärtigen schienen in der Gehirnfunktion kleine partielle Störungen zu unterlaufen, es fielen ihr einzelne Worte, einzelne Buchstaben, die, wie Töne aus einem verdorbenen Spielwerk, regelmäßig ausblieben. Absolute Ruhe und Stille wurde als die erste Bedingung der Genesung streng eingehalten und alles vermieden, was die Kranke einer Erregung ausgesetzt hätte.

Elvira, die mehrmals im Tage kam, um nach dem Befinden der Schwester zu sehen, erhielt von Alfred darüber die minutösesten Details, aber sie wurde nicht zu ihr gelassen.

Auch die de Vitaz hatten, voll Teilnahme für Marie, sich zum öftern nach ihrem Befinden erkundigen lassen. Juanna, im Begriff Venedig zu verlassen, um, nun mit Einwilligung ihres Bruders, nach Rom zu gehen, hätte, wie gerne, Marie vor ihrer Abreise noch einmal sehen wollen; sie hätte ihre Hand an ihre Lippen drücken und sie anfehlen mögen, ihr all' das Leid, das sie ihr unwissentlich zugefügt hatte, zu vergeben, aber als sie von den Vorsichtsmaßregeln erfuhr, die man für die Kranke getroffen, und die eine schwere Erkrankung voraussetzen ließen, gab sie selbstverständlich diesen Gedanken auf. Alfred hätte sie gewiß nicht vorge lassen; er selbst wollte sie nicht mehr sehen.

Auch Juanna dachte nurmehr mit Bitterkeit an den Mann,

der ein edles, hochherziges Weib besaß und sich dabei den Anschein eines Märtyrers gegeben, der sie, die Abhängige, verantwortlich machen wollte für sein eignes Unvermögen und seine geringe Energie, die ihm nicht erlaubte, so glücklich zu werden, als er es in seiner Umfassung zu verdienen glaubte.

So nam sie Partei für seine Frau, die durch ihr Unglück ihr ganzes Mitleid herausgefordert hatte, gegen ihn, der ihr so interessant erschienen und nun mit einemmale all' seines Zaubers entkleidet war. Ein Weib wie Juanna vergibt dem Manne Mangel an Charakter niemals, vergibt ihm niemals sein haltloses, schwankendes Wesen, und sie vergibt es sich selbst nicht, daß sie, mehr ihrer Phantasie als ihrem Verstande gehorchend, sich darüber hat täuschen lassen.

Sie reiste ab, abermals um eine Illusion ärmer, ganz auf sich selbst gestellt. (Schluß folgt.)

Bilder aus dem Privatleben der Griechen und Römer.

Von Dr. Max Fogler.

(1. Fortsetzung.)

(Hierzu die Illustration auf Seite 616.)

Wenden wir uns jetzt der Erziehung des weiblichen Geschlechts zu, so geschah dieselbe, abgesehen von der bereits berührten Erziehungsweise in Sparta, durchaus im Hause. Hier war so recht eigentlich das Reich der griechischen Frau. Von Wärterin und Mutter unterrichtet, wuchs das Mädchen auf, ängstlich wurde es vor jedem Umgang mit dem männlichen Geschlecht gehütet. Die geistige Bildung, zu der es gelangte, war daher keineswegs eine bedeutende; hingegen sorgten die fleißig geübten Künste der Musik, insbesondere des Gesangs, das Spiel der Flöte und der Kithara, eines Saiteninstrumentes, des Tanzes und allerhand Spiele dafür, ihm frühzeitig jenes hohes Schönheitsgefühl mitzuteilen, durch das sich die griechische Frau vor allem auszeichnete.

Was insbesondere die geselligen Spiele anget, — wir reden hier natürlich nur von diesen, nicht von den öffentlichen und Nationalspielen, über die im vorigen Jargange der „Neuen Welt“, Seite 444 geschrieben wurde — so waren in Griechenland deren eine große Menge in Gebrauch. Es werden ihrer wol ein halbes Hundert aufgezählt, unter denen sich zum Teil die noch heute ganz gewöhnlichen befinden. So dienten schon aus Ton geformte und bemalte Puppen und Figuren aller Art, darunter auch mytologische, selbst Stedenpferde zc., als Spielzeug für das früheste Kindesalter; auch der Reifen und der Kreisel wurden fleißig geworfen und getrieben, und selbst unser Blindenküchspiel gehörte zu den beliebtesten Belustigungen der Jugend. Als häufigste Spiele seien weiter die folgenden genannt. Zunächst das Würfelspiel, das mit Knöcheln und Steinchen gespielt wurde. Die letzteren hatten vier ebene Flächen, auf welchen in Punkten oder Strichen die Zahlen 1 und 6, 3 und 4 ausgedrückt waren, während 2 und 5 gänzlich fehlten. Man nam vier solche Würfel, schüttelte sie in einem Becher und warf sie dann auf eine Tafel. Wenn alle vier Würfel verschiedene Zahlen zeigten, so war das der beste Wurf, den man „Venus“ nannte; als der schlechteste „Canis“ genante Wurf galt es, wenn alle vier Würfel oben die 1 herauskehrten. Auch gab es ein Spiel mit Würfeln, in welchem es darauf ankam, fünf der letzteren, in die innere Fläche der Hand gelegt, in die Höhe zu werfen und mit der äußeren Fläche wieder aufzufangen. Eine zweite Art von Würfeln hatte gleich den unseren sechs mit 1 bis 6 bezeichnete Seiten. Man spielte mit ihnen meist um Geld, auch Hazardspiele, welche indessen streng verboten waren, und brauchte sie zur Vornahme von Wälen.

Ebenfalls mit Steinchen wurde das Brettspiel gespielt, welches schon bedeutendere Aufmerksamkeit und Verstandesanstrengung erforderte. Eine Art desselben, das sogenannte „Polis“, hatte wol mit unserem Schach- und Damenspiel große Ähnlichkeit. Das Brett zeigte einzelne Felder, auf denen die Steine hin und her verschoben wurden, und zwar handelte es sich, ganz wie bei den zuletzt genannten Spielen, darum, die Steine des Gegners festzusetzen oder abzusperren. Der Stein, der zwischen zwei feindliche zu stehen kam, wurde geschlagen. Auch kante man ein Hazardspiel, wo man den Gegner raten ließ, ob man eine gerade oder ungerade Zahl Geldstücke oder anderer Gegenstände in der Hand hatte.

Zu den ältesten Spielen gehört das Ballspiel, das schon bei Homer Erwähnung findet. Die griechischen Aerzte empfahlen

es als für die gesunde Entwicklung des Körpers besonders förderlich, und es wurde auch von Jung und Alt fleißig geübt. In den Gymnasien hatte man, wie schon bemerkt, ein eigenes Zimmer dafür, in welchem ein Lehrer darin unterrichtete. Der Ball bestand aus Leder, mit leichtem Stoff gefüllt. Wir finden verschiedene Arten dieses Spiels mit Bällen. Bei dem einen, wo zwei beteiligt waren, schleuderte man einen kleinen Ball in schräger Richtung gegen den Boden, daß er mehrere Sprünge machte, je mehr, desto erfreulicher, und der Mitspieler mußte ihn dann an seinem Platze mit der flachen Hand auffangen und auf diese Weise zurückwerfen. Bei einer anderen Art des Spiels wurde der Ball so weit wie möglich in die Höhe geschleudert, um dann von dem Mitspieler aufgefangen zu werden, während sich bei einer dritten, hauptsächlich in Sparta üblichen, eine ganze Gesellschaft durch einen Strich in zwei gleiche Parteien trennte und hinter jeder Reihe der Mitspielenden ebenfalls ein Strich die Grenze bezeichnete, bis zu welcher ihr beim Auffangen des Balls zurückzuweichen gestattet war. Das Spiel ging nun in der Weise vor sich, daß der Ball, auf den die beiden Parteien trennenden Strich gelegt, von einem der Spielenden ergriffen und der Gegenpartei zugeworfen wurde, welche denselben innerhalb der vorgeschriebenen Grenze aufzufangen und zurückzuschleudern hatte. Sobald eine Partei hinter die Grenzlinie zurückgetrieben war, hatte das Spiel sein Ende erreicht. In einem anderen Falle, in dem, wie es scheint, mit hohlen Bällen gespielt wurde, schleuderte der Werfende den Ball scheinbar dem Mitspieler zu, gab ihm aber in Wirklichkeit eine andere Richtung, nach der sich dann der letztere rasch wenden mußte. Endlich hatte man noch eine Art des Spiels, wo von der Decke des Zimmers ein mit leichten Stoffen gefüllter Ballon bis zur Bauchhöhe der Spielenden herabhing und mit der Brust oder den Händen in immer schnellere Bewegung gesetzt werden sollte.

Außer diesen und anderen Spielen vergnügte man sich, und vorzugsweise die Mädchen, auch gern auf der Schaukel, die auf unserem heutigen, dem in dieser Zeitschrift schon erwähnten Prachtwerke „Hellas und Rom“ (Stuttgart, Verlag von W. Spemann) entnommenen Bilde in den Vordergrund tritt.

Neben solchen Spielen und der auf die Ausbildung des Schönheitsfins berechneten Beschäftigung mit den oben genannten Künsten lernten die griechischen Mädchen in der Abgeschlossenheit des elterlichen Hauses aber auch die Fertigkeiten des Spinnens und Webens und vor allem der Stickerie, hinsichtlich deren namentlich die athenischen Frauen großen Ruf genossen. Mit den für den Haushalt nötigen Verrichtungen wurden sie indeß erst vertraut, wenn sie in den Ehestand traten. Ehe wir sie jedoch in diesen geleiten, dürfte es angemessen sein, vorerst eine Schilderung des griechischen Hauses, wie gesagt, ihrer eigentlichen Heimat, zu versuchen. Wir sehen dabei von der ältesten, homerischen Zeit ab, sondern lassen vielmehr das spätere griechische Haus, wie wir es etwa in der Zeit vom peloponesischen Krieg (431 bis 404 v. Chr.) bis zu Alexander dem großen in Athen finden, als Modell gelten. Damals nämlich hatte sich die altgriechische Bauart noch unvermischt erhalten, und auch die Privatwohnungen der Reichereren hatten im Gegensatz zu der Pracht und Großartigkeit der öffentlichen

Gebäude noch einen einfachen Anstrich. Die Wohnungen auf den Landgütern der Besitzenden waren freilich auch schon in dieser Zeit prunkvoller und verschwenderischer ausgestattet.

In der Regel besaß jedes Privatgebäude blos ein Stockwerk; zeigte es ja ein zweites, so hatte dasselbe nicht die gleiche Ausdehnung wie jenes, sondern erhob sich mehr turmartig über dem ersten und diente in der homerischen Zeit als Frauenwohnung, in der Periode, um die es sich hier handelt, meist zu Wohnungen für Sklaven oder auch zu Fremdenzimmern. Jenes eine Stockwerk des Hauses war in zwei Hälften abgeteilt, von denen die der Straße zugekehrte die Männerwohnung, das Hinterhaus die Wohnräume der Frauen enthielt. Auf der Straße vor dem Hause sah man gewöhnlich einen zu diesem gehörenden Altar des Apollon Agyieus (des Apollon als Stadt- und Straßenschirmer) oder einen den Gott selbst vorstellenden Spizpfeiler. Ehe man durch die Haustür eintrat, hatte man wol bei diesem und jenem Hause zuerst einige Stufen zu überschreiten; befand man sich in der Hausflur, so sah man auf der einen Seite die Wohnung des Türhüters, auf der anderen Ställe. Aus der Hausflur trat man in den Hof (die Aule der Andronitis), der auf vier Seiten mit Säulengängen umgeben war, und um welchen rings herum die Säle für das Symposion (Gastmal) der Männer, ferner ein Besuchszimmer mit Sizen und kleinere Gemächer, sowie zuweilen Vorratskammern lagen. Als besonderen Schmuck zierte die Aule in der Regel ein Altar des Zeus. Durch einen Gang (Mesaulos) gelangte man aus dieser Aule in einen zweiten Hof, der auf drei Seiten von Säulen umgeben war, während auf der hinteren, der Mesaulostür gegenüberliegenden Seite zwei Pfeiler einen nach dem Hofe zu offenen Raum, eine Art Sal, begrenzt, dessen Tiefe um ein Drittel geringer war, als die durch den Abstand der Pfeiler bezeichnete Breite (Prostas). Auf beiden Seiten dieses Raumes lagen auf der einen das eheliche Schlafgemach, auf der anderen ein Gemach, von dem man jetzt annimmt, daß es als Schlafzimmer für die Töchter diente. Auf den übrigen Seiten befanden sich die täglichen Speisezimmer und Zimmer zu wirtschaftlichen Zwecken, während sich in der Tiefe die Säle für Webstühle und weibliche Arbeiten, die für den Aufenthalt der Frauen bestimmten Räume, anschlossen. Aus diesen gelangte man in den Garten, den wol in der Regel das Haus besaß.

Was die Ausschmückung dieses Heims anbetrifft, so stellte sich dieselbe in früheren Zeiten als eine ziemlich einfache dar; der Estrichfußboden wurde erst später getäfelt, und die Wände waren blos weißt. Je mehr die Entwicklung des Volkes jedoch vorwärts schritt, desto mehr empfand man das Bedürfnis nach künstlerischem Schmuck der Behausung; zu den Malereien, mit denen man die Wände zierte, kam wahrscheinlich bald reiche Stuckaturarbeit am Gesims und an den Decken und mannigfacher anderer plastischer Schmuck. Die verschiedenen Räume und Gemächer waren teils durch Türen, teils durch Vorhänge unter einander verbunden. Die Haustüren öffneten sich meist nach innen, und wer Einlaß begehrte, klopfte an die Tür, die dann von dem Türhüter, der zugleich den Fremden anmeldete, geöffnet wurde. Unzweifelhaft gab es auch Fenster; das meiste Licht aber wurde den Zimmern durch die nach den Aulen führenden Türen mitgeteilt. Die Dächer erschienen meist platt; doch zeigten sich hier und da auch hohe. Beheizt wurden die Zimmer teils durch Kamine, teils durch tragbare Herde oder Kosenbecken. Neben den ausschließlich von den Besitzern mit deren Familie bewonten Gebäuden kommen übrigens auch Mietshäuser vor.

Wenden wir jetzt, bevor wir in der Schilderung des Privatlebens der Griechen weitergehen, unserm eingangs angedeuteten Plane gemäß, die Blicke nach Rom, um zu sehen, in welchen Formen sich dort der bisher berührte Teil des Lebens bewegte. Wir werden hier viele den Verhältnissen in Sparta verwante Züge finden. Hier wie dort liefen alle Bestrebungen im Erziehungsweisen hauptsächlich auf die Heranbildung zur Kriegstüchtigkeit hinaus, wozu sich in Rom als zweites Moment namentlich noch die Herausbildung des Rechtsinnes gesellte. Demnach war das praktische Staatsbürgertum hier das einzige Ziel, auf das die ganze Erziehung hinsteuerte. Gleichzeitig brachte es freilich dieser bei der letzteren vor allem im Auge behaltene Gesichtspunkt mit sich, daß aus dem Volke allmählich ein besonderer Stand der Gebildeten und Gelehrten herauswuchs, dessen wissenschaftliche Taten, besonders was die Rechtspflege anget, dann von so außerordentlicher Bedeutung für die europäische Staatenentwicklung und für die Entwicklung der gesamten europäischen Kultur werden sollten.

Gemäß der ganzen Art des römischen Charakters, der römischen Auffassung des Lebens und dessen Zwecks waren die Kinder in die unumschränkte Gewalt des Vaters gegeben, die dieser, so lange er lebte, selbst über erwachsene Söhne, bis zum Recht der Tötung besaß. Die Kinder galten eben als vollständiges Eigentum desselben, mit dem er nach Belieben verfahren durfte. Sobald ein Kind geboren war, wurde es daher auch vor den Vater gelegt, damit dieser die Entscheidung treffe, ob es angenommen oder verstoßen werde. Als symbolisches Zeichen seiner Erhaltung galt, wenn er es einmal von der Erde aufgehoben hatte, worauf es so, daß es mit den Füßen die Erde berührte, aufrecht gehalten wurde. Damit übernahm der Vater zugleich die Verpflichtung seiner Erziehung. Am neunten Tage nach der Geburt fand für die Knaben, am achten für die Mädchen das Opfer statt, durch welches sie gereinigt und gegen Bezauberung geschützt werden sollten. Es war dies ein häusliches Fest, bei welchem die Kinder zugleich ihren Namen und allerhand Spielzeug bekamen, das am Halse getragen wurde, so z. B. ein goldenes Schwert mit dem Namen des Vaters darauf, eine kleine goldene Art mit demjenigen der Mutter, zwei verschlungene Händchen, ein silbernes Schweinchen, einen goldenen Halbmond, ein goldenes Ringlein u. s. f. Der Besitz von Kindern gab dem Vater in den Augen seiner Mitbürger einen besonderen Vorzug, und es geschah daher natürlich nur in den seltensten Fällen, daß er sich jener entäußerte. Nur krüppelhafte und misgestaltete Kinder pflegte man auszuweisen, und zwar geschah dies meist auf dem in der ersten Stadtregion belegenen Gemüßmarkt, wo dann mittelidige Seelen sich der Armen annahmen und sie durch Milch ernährten.

Die erste Erziehung des Kindes wurde durch die Mutter geleitet, während der Vater seine Sorgfalt schon früh den Söhnen zuwante und ihnen, sobald es die Entwicklung ihrer Körperkräfte gestattete, reiten, schwimmen, fechten lehrte. Erziehung und Unterricht waren eng verbunden, und wurde der letztere in der Regel schon im elterlichen Hause durch einen Elementarlehrer, welcher auch hier in der frühesten Zeit immer ein Sklave war, erteilt. Das letztere konnte aber natürlich nur in wohlhabenden Familien geschehen. Schon früh entstanden indessen auch Elementarschulen, in denen Lesen, Schreiben, was mit dem Griffel auf Wachstafeln oder auf Pergament geschah, und vorzugsweise Rechnen gelehrt wurde. Der Elementarlehrer war auch in Rom pekuniär sehr schlecht gestellt und erhielt ursprünglich nur freiwillige Geschenke, später, als eine Befolgung durch den Staat eintrat, sein Honorar in monatlichen Raten. Das letztere fiel aber während der Monate Juli bis Oktober, in welcher Zeit kein Unterricht stattfand, ganz aus. Nach dem zweiten punischen Kriege (218 bis 201) begann man, der Jugend die Bekanntschaft mit der griechischen Literatur zu vermitteln; es wurden griechische und lateinische Schriftsteller gelesen, von den Dichtern namentlich auch Homer. Mit der Eröffnung der Retorenschulen im letzten Jahrhundert der Republik trat eine immer größere Trennung der Erziehung und des Unterrichts vom häuslichen Leben ein. Leider übten die rhetorischen Übungen, indem sie anstatt das positive Wissen den leeren Schein, die Sucht, mit wolklingenden Worten und Wendungen zu prunken, beförderten, nach und nach einen sehr schädlichen Einfluß aus, bis es Cicero mit seiner wissenschaftlichen Behandlung philosophischer Gegenstände und seiner ebenso faßlichen wie anziehenden Darstellungsweise gelang, zu wirklichem Nachdenken über die ernstesten und tiefsten Fragen des Lebens anzuregen. Nach der Unterjochung Griechenlands war es allgemein Sitte geworden, dort, und insbesondere auf der Universität Athen, die Gelegenheit zu weiterer und gründlicherer Ausbildung wahrzunehmen.

Neben der geistigen Ausbildung wurde natürlich die körperliche Entwicklung in besonders hohem Grade zu fördern gesucht. An Stelle der heiteren Spiele des attischen Volkstammes traten hier aber ernste Vorbereitungen für den Beruf des Kriegers. Nur Tanzen und Singen genossen außer den letzteren einen besonderen Vorzug; das Schwimmen wurde fleißig betrieben. Die Disziplin in den Schulen war sehr streng, und an Schlägen, vor allem auf die Hände, setzte es nicht. Mit dem vollendeten 15. Lebensjahre, bis zu welchem alle langes Har trugen, sah man das Kindesalter für vollendet an, der Knabe wurde im Tempel der Juventas in die „libros juniorum“ (Jünglingsbücher) eingeschrieben und brachte dann in Begleitung seiner Jugendgenossen den Göttern auf dem Kapitol ein feierliches Opfer dar. Aber auch jetzt noch hatte er sich strenger Zucht zu unterwerfen. Bis zum dreißigsten Lebensjahre war es den jungen Männern verboten, Wein zu trinken, und vor allem wurde ihnen Ehrerbietung gegenüber dem Alter zur

Pflicht gemacht, die dieses, ein bei den Römern eigentümlicher Zug, mit der gleichen Ehen und Achtung vor der Jugend erwiderte. Bis zum 17. Lebensjare wurden die Jünglinge in der Deffentlichkeit auch noch stets von den „Pädagogen“, den Erziehern, begleitet; mit diesem Jare aber trat der junge Römer bereits in das Heer ein.

Wurde bei den Römern die humane, auf Erziehung zu schöner, edler Menschlichkeit berechnete Bildung durch die bei ihnen vor allem maßgebende Rücksicht auf die Erziehung zu tüchtigen Soldaten im Verhältnis zu der der Griechen bedeutend in den Hintergrund gedrängt, so zeichneten sie sich vor diesen jedoch durch das größere Ansehen aus, welches bei ihnen die Frauen genossen.

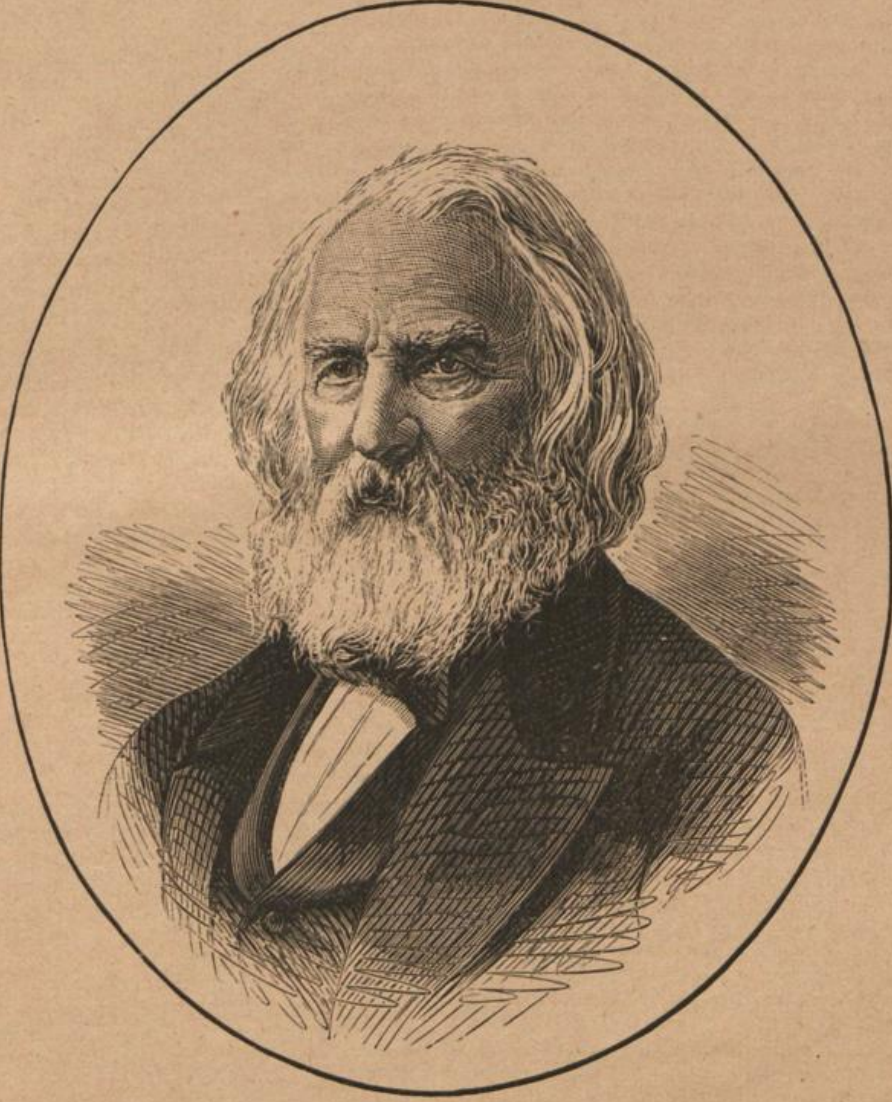
Welchen Einfluß diese als Erzieherinnen der Söhne und Töchter zuweilen gewannen, wird durch eine Reihe glänzender Beispiele erwiesen, und wir brauchen in dieser Hinsicht nur an die Mutter Koriolans, an die der Gracchen u. a. zu erinnern, die, wie sich der weniger geschichtskundige Leser leicht unterrichten kann, eine große Macht über ihre Söhne auszuüben verstanden. Wir finden daher bei den Römern auch eine größere Zuerlichkeit im Familienleben als bei den Griechen. Die Frauen erscheinen in Rom als die Gebieterinnen in der Mitte des häuslichen Lebens, die selbst von dem Fremden Achtung vor den Formen des Hauses verlangen durften; die Männer wichen ihnen auf der Straße aus, Todesstrafe war über denjenigen verhängt, der eine Matrone durch unziemliche Worte oder schamlose Handlungen beleidigte. Sie nahmen sitzend an den Gastmälern der Männer teil; sie führten — wenigstens in der älteren Zeit, als noch nicht jede Berrichtung auf die Schultern von Sklaven gewälzt war — die Aufsicht über den Haushalt, ein Amt, dessen Uebertragung bei der Hochzeit durch die Ueberreichung der Schlüssel zu den Vorratskammern symbolisch ausgedrückt wurde. Im Atrium des Hauses, das wir sogleich kennen lernen werden, schaltete dann die Frau als Herrin unter den ihr direkt untergebenen Sklavinnen, mit Wollarbeit, Spinnen und Weben von Wolle zur Herstellung der Gewänder, seltener mit Sticken beschäftigt, während das Stricken ganz ausgeschlossen war.

Wollen wir uns nun auch das Haus, in welchem die römische Frau ihre Tätigkeit entfaltete, näher ansehen, so haben wir unser Auge vor allem auf die, wie in den Behausungen der Griechen, in bestimmter Anordnung überall zu findenden Räume zu richten, welche gleichsam das Gerippe des römischen Hauses bildeten. Es sind dies: das Vestibulum, das Ostium, das Atrium, das Tablinum, die Fauces, das Kavadium und das Peristylum.

Das Atrium war der erste Saal nach dem Eintritt; hinter demselben lag das Tablinum und daneben der Korridor, die Fauces, welcher nach dem innern Hofe oder dem Kavadium führte. Hieran schlossen sich ein oder mehrere Säulenhallen, je nach dem Vermögen des Hausherrn.

Das Vestibulum, ohne Dach, bildete einen tiefen Einschnitt in die Vorderfront, sodas auf beiden Seiten die Flügel des Hauses hervortraten. In der Kaiserzeit entstanden vor den Häusern Säulenhallen. Die Türe war von Holz und wurde später oft mit Elfenbein und Gold geschmückt; dieselbe öffnete sich stets nach innen, während sie an den öffentlichen Gebäuden nach auswärts schlug. Sie wurde vermittels eines hölzernen Querbalkens oder

durch zwei sich begegennende, mit einander zu verbindende Riegel oder durch Riegel, welche, ähnlich wie bei unsern Schlössern, durch einen Schlüssel vor- und rückwärts bewegt wurden, verschlossen. Bei den beiden ersten Arten konnte die Türe nur von innen, bei der letzteren auch von außen verschlossen werden. Unmittelbar hinter der Türe befand sich die Hausflur, das Ostium, wo der Türhüter einen kleinen Raum innehatte, und an das sich das mehr oder minder prächtig eingerichtete Atrium, anfangs einem Saal, später mehr einem Hofe gleich, der Mittelpunkt des ganzen Familienlebens, angeschlossen. Es besah, um Licht zu- und den Rauch abzuführen, eine Dachöffnung, die in den verschiedenen Häusern von verschiedener Größe war. Wenn man vom Ostium aus eintrat, so hatte man einen größeren Raum vor sich, von dem in der Regel durch zwei Säulenreihen an beiden Seiten rechts und links zwei schmale Nebenhallen getrennt waren, ähnlich



Henry Wadsworth Longfellow. (Seite 628.)

wie in unseren Kirchen von dem Mittelschiff die beiden Seitenschiffe. In der mittlern Halle, dem eigentlichen Atrium, standen der für irdische und religiöse Zwecke benutzte Herd, auf dem ein fortwährendes Feuer unterhalten wurde, die Webstühle der Frau und der Sklavinnen, hier versammelte sich die Familie, hier wurde in der altrömischen Zeit das Mal eingenommen, hier der Tote empfangen, hier war auch die Stätte, wo man die Toten auf dem Paradebette ausstellte und Gegenstände der Erinnerung an die Verstorbenen aufbewahrte. Freilich wurde das später, als eine allgemeine Verfeinerung der Sitten eintrat, anders. Die großen Gastmähler und die Scharen von Besuchern, die allmorgentlich erschienen, veränderten den Charakter des Atriums ganz wesentlich; es diente nunmehr lediglich als Empfangssaal. Die Dachöffnung wurde breiter, und die Säule der das Dach stützenden Säulen vermehrte sich. Unter der Oeffnung befand sich ein kleines Bassin, in dem das vom Dache herabfallende Regenwasser

gesammelt wurde; daneben war häufig ein Springbrunnen angebracht. An der hintern Seite des Atriums, gegenüber dem Eingange, sah man einen offenen Saal, das Tablinum, welches als Geschäftszimmer des Hausherrn und zur Aufbewahrung des Familienarchivs diente, und neben welchem ein oder zwei Korridore nach dem inneren Hofe (Peristylum oder Kavadium) führten. Dieser innere Hof fehlte in keinem Hause und war von größerem Umfang als das Atrium. Der offene Mittelraum, in welchem der Blick auf eine Cisterne und einen fließenden Brunnen fiel, wurde durch bedeckte Gänge eingeschlossen; um das Bassin herum waren Rasenplätze und Blumenanlagen gruppiert. Alle anderen, dem täglichen Gebrauch oder dem Luxus dienenden Räume reiheten sich, je nach der Größe des Hauses und dem Vermögen und dem Belieben des Besitzers, um das Atrium und die Höfe herum; wir meinen damit die kleineren Wohn- und Schlafzimmer, Speisezimmer, Prachtsäle, Gesellschafts- und Konversationslokale, Hauskapelle, Bildergalerie, Bibliothek, Bad, Sklavenzimmer, die sich zuweilen auch in einem zweiten Stockwerk befanden, — in der Regel besaß aber das römische Bürgerhaus gleich dem griechischen nur ein solches — Küche, Vorratskammern, Bäckerei etc. Das Dach war auch bei den Römern meist flach und mit Weinreben, Blumen und Sträuchern besetzt. Häufig hatten die Häuser föllerartige Vorbaue oder Balkone; enthielten einzelne Teile derselben ein oberes Stockwerk, so führten zu diesen schmale und steile Treppen hinauf. Fenster fand man nach der Straße zu, wenn überhaupt, nur sehr wenige; vielmehr empfingen die Zimmer ihr Licht durch die weiten Türöffnungen des Atriums und Kavadiums. Dagegen hatten obere Stockwerke immer und auch häufig nach der Straße zu gelegene, freilich ziemlich kleine Fenster, die in der ältesten Zeit durch Läden und Vorhänge, später auch durch Marienglas und, wie wir durch neuerliche Funde bestimmt wissen, selbst durch unser Fensterglas verschlossen wurden.

Fragen wir nach der inneren Einrichtung des römischen Bürgerhauses, so ist zu bemerken, daß der Fußboden niemals gediebt war, sondern aus Estrich oder aus Estrich mit Backsteinrücken gemischt oder aus Steingefäßeln von viereckigen Marmorplatten

bestand. In den Behausungen der Reicheren zeigte er kostbare Mosaikarbeit, teils aus Ton, Glas, Marmor, teils aus anderen Steinarten buntfarbig zusammengesetzt und zuweilen kunstreiche Gemälde darstellend. Auch die Wände, vor Alters nur geweißt, wurden später mit Marmor belegt, weit häufiger jedoch durch meist auf nassem Kalk hergestellte Malereien geschmückt. Man liebte es, des größeren Effekts halber, dabei die hellsten Farben neben den dunkelsten aufzutragen. Die Bilder stellten sehr verschiedenartige, architektonische, historische, mytologische, landschaftliche und andere Gegenstände dar; ja, man konnte sogar den modernen ähnliche Genrebilder und Stilleben sehen. Die Decken zeigten ein nezarziges Balkenwerk, dessen vertiefte Felder prächtig gemalt und sowohl mit Stuckaturarbeit als mit Gold verziert wurden. Zur Heizung dienten, wie bei den Griechen, Kamine, eiserne Kolenbeden und tragbare zierliche Öfen, deren man mehrere in Pompeji gefunden hat. In den ältesten Zeiten waren wol Essen nicht zu finden, der Rauch verzog durch die Türen und durch die Dachöffnung des Atriums; später kamen auch Schornsteine auf, deren man jedoch in Unteritalien, wo überhaupt selten geheizt wurde, wenig bedurfte.

War, wie wol aus der vorstehenden Schilderung hervorget, das römische Haus, in der frühesten Zeit aus Lehmsteinen, später aus regelmäßig behauenen Steinen oder aus Ziegelsteinen erbaut, von außen unregelmäßig, niedrig und im ganzen unansehnlich, — zuweilen nur wechselten in der Mauer rote und gelbe Ziegelsteine streifenweise ab, wozu sich freilich mit der steigenden Prachtliche Säulen und mannigfache Bildhauer- und Stuckaturarbeit gesellten — so zeichnete sich das künstlerisch geschmückte Innere, welches durch die sich um das Atrium und Kavadium gruppierenden kleinen, behaglichen Räume gegen Sonne und Zugluft trefflich geschützt war, durch umso größere Vornehmheit und anheimelnden Reiz aus, so daß die Wirkung, welche es auf den Beschauer hervorbrachte, eine geradezu bezaubernde gewesen sein muß. Man braucht nur die Bilder von dem Inneren der in Pompeji bloßgelegten Häuser zu betrachten, um sich davon eine Vorstellung zu machen.

(Schluß folgt.)

Aus Deutschlands schlimmer Blut- und Eisenzeit.

Historische Novelle von Carl Cassan.

(5. Fortsetzung.)

Die Leitung der Verteidigung unter Dietrich von Falkenberg, einem der geschicktesten Genieoffiziere Gustav Adolfs, war eine so vorzügliche, daß der Feind keinen Fuß breit Landes mehr gewinnen konnte. Gelegentliche, umsichtig ausgeführte Ausfälle der Belagerer zeigten den Kaiserlichen, daß die Kräfte der Stadt nicht erlahmt seien; auch ward es Tilly bald klar, daß hier ein geschickterer militärischer Kopf waltete. Fest stand es deshalb bei dem Höchstkommandirenden, die Belagerung aufzuheben, falls ein letzter Sturm nichts helfe; denn die Spione meldeten die Nähe des gefährdeten schwedischen Helden.

In der Stadt Magdeburg aber bereitete man sich am 18. Mai des Jahres 1631 kurz vor Mitternacht zu einem entscheidenden Ausfall. Vom „Heideck“, dem „Sundewitt“ und den „Sternschanzen“ aus wollte man in drei Haufen hervorstößen, um die neuen Werke Pappenheims zu zerstören. Und es gelang; Obrist Hoyer von Mansfeld leitete das Ganze, ward aber dabei von einer tüchtigen Kugel an der Brust getroffen. An der Ledertasche auf der Brust unter dem Wams fand er das tödliche Blei: ein Gustav-Adolfsstaler hatte ihm das Leben gerettet, da er bei der Unternennung keinen Panzer trug. Nachdenklich betrachtete der Offizier die etwas abgeplattete Kugel, als er plötzlich ausrief: „Das ist ja schwedisches Blei!“ Ein Gedanke an Berg durchzuckte seine Seele, doch er gab ihn als unedel, als unmöglich wieder auf, beschloß aber dennoch, nachzuforschen, bis dieser Entschluß tags darauf durch andere Ereignisse in den Hintergrund gedrängt wurde.

Am Morgen des 19. Mai kehrte Hoyer grade von einem Rekognoszierungsrückzug über den Breiten Weg zurück und schaute auf die Türme des schönen Doms, von deren einem gestern eine feindliche Kugel die Kofette fortgerissen; mit Behagen und Lust sah er die hohen gotischen Massen mit ihrer durchbrochenen Sandsteinarbeit sich von dem prachtvoll blauen Himmel darüber

abheben und gedachte dann daran, welches Los sie alle in der Stadt wol trüge, falls der Feind der Werke mächtig würde, — da traf er auf den Rittmeister Kalten, einen der schwedischen Offiziere, welcher frohlockend ausrief:

„Wißt Ihr sie schon, die große Neuigkeit, Obrist? — Der Feind ziet ab; — Falkenberg ist eben auf dem Rathause, den Magistrat zu benachrichtigen!“

„Nicht möglich, Kalten; ich selbst sah anders!“

„Ja, aber wann? Ueberzeugt Euch selbst; man fährt schon die Geschütze ab von den Batterien; — der König ist jedenfalls nahe!“

„Wir werden sehen!“

Und er ritt weiter. Beim Dome stieg er ab, band sein Pferd an das Eisengitter, welches die Kirche umgab, und trat ein. Seit lange bekant mit dem Türmer, teilte er demselben das eben Gehörte mit, worauf dieser lachend meinte:

„Nun, dann kann ich Euch auch etwas zeigen. Set hier,“ sprach er dann, den Obersten in den Kreuzgang, der den Dom umgab, führend, „hier ist der Eingang zu einem schönen Versteck; man dreht an diesem Steine und kriecht hinein. Da drinnen ist's sicher, — 's ist ein feuerfestes Gewölbe und sehr umfangreich.“

Man ging weiter; Hoyer aber bemerkte nicht, daß der Berg bekantes tüchtiges Gesicht in demselben Augenblicke hinter einer Säule sichtbar ward; er bestieg vor dem Portale abermals sein Roß und trabte bis ins Rathaus.

Den Rat wie den Administrator fand Hoyer in großer Aufregung, weil ein Teil des Magistrats das ganze Verfahren Tillys für eine List erklärte, die Stadt sicher zu machen und zu überfallen; dieser Partei pflichtete auch Hoyer bei, während Falkenberg den Hauptnachdruck darauf legte, daß Tilly Gustav Adolfs Nahen bemerkt und deshalb die Belagerung aufhebe.

Warm lag der Mittag auf der Flur; — kein Donnern der Kanonen hörte man, sondern höchstens das Gesumme der Bienen und das Gezisch der Schwalben, die in schnellem Fluge ihre Beute suchten. Endlich wurden die Herren da droben einig: Hoyer, als gewanter Unterhändler, sollte zu Tilly geschickt werden, die Auswechslung der Gefangenen zum Vorwande nemend, im Grunde aber, um zu beobachten, was es mit der Aufhebung der Belagerung auf sich habe. Zu diesem Zwecke eilte Hoyer mittags heim, vertauschte seine Uniform mit einem Reiteranzuge, und einen Söldlinge damals trugen, nur die Ledertasche mit Geld und Briefen steckte er ins Koller, tat eine Schärpe mit den magdeburgischen Stadtfarben, grün und weiß, und einen langen Kaufdegen um und ging dann mit einem Trompeter und einem Standartenträger, der das weiße Fähnchen des Parlamentärs trug, nach dem Heideck und von dort gegen die kaiserlichen Linien vor. Von Jutta hatte er nicht Abschied genommen, um sie nicht unnötigerweise aufzuregen ob seines keineswegs gefarlosen Ganges, sondern sich still fortgemacht.

Die Kaiserlichen respektirten die weiße Farbe. Man fürte den Parlamentär verbundenen Auges durch die Belagerungsarbeiten bis zum Hauptquartier; Standarte und Trompeter blieben jedoch an der Cernirungslinie zurück. Stunden vergingen jedoch und Hoyer kam nicht wieder. Da kehrten jene zur Stadt zurück; von Hoyer aber sah und hörte man nichts.

Dieser war mittlerweile am Ziele. Man nam ihm die Binde ab und bedeutete ihm, er stehe vor dem Grafen von Tilly. Mansfeld staunte: das also war der „alte Korporal“?

Vor ihm stand ein in grau gekleidetes Mänchen, das in hohen, braunen Reiterstiefeln steckte. Das Gesicht war edig, unschön, die Nase lang, das Auge grau und scharfen Blickes geschickt. Ein langer Schnauz- und Stutzbart gaben dem Gesicht etwas sehr finsternes. Den Kopf bedeckte ein goldbordirter, spizer schwarzer Hut mit goldner Schnur, hinter der eine lange, rote Feder steckte, die weit herunternickte. Das war der Generalfeldmarschall Johann Tzerklaes von Tilly, kaiserlicher Generalissimus, Feldherr der katolischen Liga.

Neben dem General standen verschiedene Offiziere, denn man hatte eben einen Kriegsrat unterbrochen:

„Tretet näher!“

Alle wichen zurück und Hoyer folgte Tilly in das Feldherrnzelt, wohin ihm dieser voranschritt.

Sehr gnädig bewilligte der General sofort den Austausch auf morgen früh 10 Uhr, heimlich lächelnd, denn wo war er vielleicht dann schon? Auch wußte er Hoyer, der sich die seltsamen Blicke und forschenden Fragen Tillys nicht zu erklären vermochte, sehr geschickt über Namen und Stellung auszuforschen; Hoyer sagte darin die volle Wahrheit, setzte aber hinzu, daß er sich als im Dienste der Stadt stehend betrachte.

Tilly lächelte.

„Wißt Ihr auch, Herr Graf, daß Ihr mein Großneffe seid?“

Hoyer fur zurück.

„Ihr zweifelt?“

„Verzeit, General!“

„Kann mirs denken, daß ich in Eurem protestantischen Lager verkezert bin wie einer, daß man Tilly und den Teufel für eins hält; bin aber in Wirklichkeit nicht so schlimm, junger Herr! Ihr aber fahrt zurück ob solchem Großohm!“

„Und wie ginge das zu?“

„Set, draußen stehen alle meine Generale; sie warten jezt um Euretwillen!“

Indessen griff er zur Glocke, die auf der großen Karte stand, und stüßerte dem Pagen ein Wort zu. Hierauf zerstreuten sich sämtliche Offiziere durch's Lager; der unterbrochene Kriegsrat sollte erst zwei Stunden später wieder eröffnet werden. Dann fur der General fort:

„Auf den ersten Blick sah ich, daß eine Ther Bont Eure Mutter sein mußte!“

„In der Tat, General, so hieß meine Mutter, Gijela Ther Bont!“

„Grade wie Eure Großmutter, der sie zugleich täuschend ähnlich gesehen haben muß, wenn sie Euch glich; ich habe sie nicht gefant!“

„Set sie hier!“ Und er hielt dem General das bekante Bild hin.

„Ja, ja; so sah auch die Ther Bont aus, deren Mädchenname Gijela Tilly war; sie war meine Schwester, und ich bin mithin Euer richtiger Großohm.“

Und er reichte Hoyer die Hand, die dieser schauernd nam.

„Man hört von Euren tapferen Taten, mein Herr Graf; ich gäbe etwas drum, Euch als meinen Großneffen unter mir kämpfen zu sehen. Euer Vetter, Anton von Mansfeld, kommandirt sogar schon einen Teil des Belagerungsheeres!“

„Jeder muß seiner Fahne getreu bleiben, Großohm!“

„Da habt Ihr Recht; ich bin viel zu sehr Soldat, um Euch zum Fahnenbruch zu verleiten.“

„Glaub's, General; ich bin auch nicht der einzige der Familie, der gegen Euch stet: da drinnen sind noch mehrere von Ther Bonts Nachkommen, Eure Nichte Dorotea, die den früheren Professor, jezigen Syndikus Rautel ehelichte, wohnt mit Gemal und Tochter am Breiten Weg, dicht am Ulrichstor!“

„Was sagt Ihr? — Ja, ja, 's kann schon möglich sein; bin mit meinem Schwager, dem hartköpfigen Bürgermeister von Lüttich, sehr auseinander gekommen und habe zwanzig Tare nichts von der Familie vernommen!“

Er klingelte wieder und gab dem herbeieilenden Pagen ein Zeichen, worauf dieser verschwand, bald aber mit einem Weintrug und zwei silbernen Bechern wieder erschien, die er auf einen Tisch setzte.

„Wißt Ihr die Hausnummer? — Will mir sie merken für bessere Zeiten, denn Magdeburg scheint sich nicht sehr auf meinen Besuch für diesesmal zu freuen, während ich den Versuch aufgabe, die trozige Maid zu bekehren. Wie Ihr set, sind wir dabei, abzuziehen! Aber jezt kommt und trinkt mit mir auf die Familien Ther Bont, Mansfeld und Tilly!“

Das alles brachte er lächelnd vor.

„Ich bin Parlamentär, General, nichts weiter!“

Tilly hatte den Becher schon gefüllt:

„Ihr wollt mir nicht Beiseid tun? — Das hatte ich nicht verdient!“

Rasch ergriff der Jüngling nun den Becher:

„Auf Euer Wol, General!“ Und er leerte ihn in einem Zuge. Dann fur er fort:

„Ihr wollt die Wohnung Rautels wissen? — Das Haus umschließt mein höchstes Gut, meine Braut, Jutta, Eure Großnichte also; es ist — das —“

Gespant schaute der Alte auf den Jüngling.

„— das erste — Haus am — Ulrichs — tor — rechts —!“

Dann folgte unverständliches Gemurmel: Hoyer fiel sanft auf den Sitz zurück, den ihm der General untergeschoben; Schlaf bedeckte seine Augen.

Der Feldmarschall klingelte: „Der Doktor!“

Sogleich trat ein schon im äußerlichen an der grünen Trommel als Chirurg kentscher Feldscher ein und verneigte sich respektvoll.

„Set einmal den da“ — auf Hoyer zeigend — „an, Doktor; er hat von der bekanten Sorte diesen ganzen Becher geleert“ — dabei erhob er den Silberbecher — „wie lange?“

Der Angeredete zuckte die Achseln: „Kräftige Naturen überwinden schneller; zwanzig bis vierundzwanzig Stunden gewiß!“

„Gut!“

Der Doktor ging ab. Der General aber murmelte:

„Dann ist alles vorüber, so oder so! Das Leben dieses Jünglings wenigstens und die da drinnen sollen gerettet werden, und — sein Geheimnis muß ich wissen!“ Er klingelte abermals. „Rittmeister Niederges!“ herichte er den Pagen an.

Gleich darauf kirten Tritte, der Rittmeister Niederges, von einem wallonischen Kürassierregiment, trat ein.

„Ihr habt morgen die Wache hier um meine Person?“

„Zu Befehl, General!“

„Ihr schließt Euch mir unmittelbar an!“

„Zu Befehl, General!“

„Wenn der Sturm glückt, eilt Ihr auf meinen Wink mit Eurer Schwadron direkt in die Stadt. Kent Ihr den Breiten Weg? Waret ja zweimal mit dem Trompeter drin?“

„Ja wol, General!“

„Die beiden Häuser am Ulrichstor, rechts und links, bejezt Ihr, hängt meine Fahne auf und schreibt dran ‚Hauptquartier des Generalissimus!‘“

„Wol, General! Und die Bewoner?“

„Denen darf kein Har gekrümt werden; bei Eurem Kopfe, Rittmeister!“

„Zu Befehl, General!“

„Ihr seid entlassen!“

Der Rittmeister machte kehrt, Tilly klingelte abermals und sagte zum Pagen:

„Rufe Amadeus und Wolfgang!“

Es erschienen noch zwei in roten Sammet gekleidete Pagen. „Kleidet den Schlaftrunk aus, zieht ihm von Curer Kleidung an und legt ihn auf mein Ruhebett!“

Während einer den Pagenanzug herbeischaffte, hatten die beiden andern ihn bereits entkleidet; binnen zehn Minuten war die Metamorphose vollzogen, Hoyer war auf diese Weise in einen tillyschen Pagen verwandelt und lag sanft atmend im festesten Schlafe auf des Generals Ruhebett.

Nun sah ihn der General wolgefällig lächelnd an und eilte hinaus.

Im großen Wachtzelte waren schon alle Feldherren versammelt, als Tilly eintrat. Alle erhoben sich. Tilly winkte mit der Hand:

„Ein wichtigerer Umstand, als alle glauben mögen, hat mich veranlaßt, die Sitzung aufzuheben. Graf Mansfeld“ — es war Anton von Mansfeld gemeint — „und Ihr, Graf Piccolomini, habt fast meinen Entschluß, zu stürmen, wankend gemacht; was sagt Ihr, Graf Pappenheim?“

„Laßt mich an der Spitze meiner Regimenter voranstürmen, General, und wenn meine Fahne auf dem Walle wet, so mögen die anderen folgen!“

Ein Beifallsgeräusch begleitete die tapfere Rede.

„Gut, mein braver Kriegsgefährte,“ meinte Tilly, „der erste Kanonenschuß morgen früh aus der großen Batterie, dem Heideck gegenüber sei das Zeichen, und Ihr der erste auf dem Walle!“

Damit gingen die Feldherren auseinander.

* * *

Goldes stieg am Morgen des 21. Mai die Sonne am Firmament empor. „Der Feind zieht ab.“ Diese Nachricht verbreitete sich unter den Bürgern der Stadt immer mehr; die meisten ergaben sich auf dem Walle zum erstenmale dem lange entbehrt tiefen Schlafe und schlichen morgens um 5 $\frac{1}{2}$ Uhr, als sich noch immer im feindlichen Lager nichts rührte, nach ihren Häusern, um einmal ordentlich in die Betten lauszuweichen, während, alle Gefahr sei vorüber. Um 6 Uhr aber erscholl aus sechs Kartäunen der pappenheimischen Hauptbatterie das Zeichen aus eigener Machtvollkommenheit, denn dem „Schramhaus“ dauerte es zu lange, bis der General das verabredete Signal gab; darauf setzte sich der Feind hinter den Trümmern der Judenburg und Neustädter Vorstadt in Bewegung und rückte auf die Stadt vor. Gleichzeitig begann ein Höllenkonzert, indem aus allen feindlichen Batterien das Feuer auf die unglückliche Stadt zu gleicher Zeit eröffnet ward; die Batterien auf den Wällen antworteten nur schwach, denn sie waren von den Verteidigern verlassen. O grauenvoller Tag der Verwüstung! Bald waren die Feinde Herren eines Theiles der Wälle und drangen in die Stadt, öffneten ein Tor und strömten ein. Falkenberg wirft sie wieder zurück, sinkt aber, von einer mitleidigen Kugel getroffen, tot nieder. Kein besseres Schicksal haben Obrist Uslar und Hauptmann Schmidt, die beiden letzten magdeburgischen Leonidas, die den Helidentod an der Spitze des Restes der Verteidiger starben. Da ruft Pappenheim seinen Wallonen das furchtbare Wort zu: „Ründet!“ Und in demselben Augenblicke durchfliegt schon der Brand die Stadt hier und dort von einem Ende bis zum andern. Und nun strömen die „Pappenheimer“ und des Solani Kroaten den „Breiten Weg“ hinab; ihnen allen voran aber donnert eine Schwadron wallonischer Kürassiere unter dem Rittmeister Niedergesäß, der das Ulrichstor und die beiden anliegenden Häuser besetzt, laut Ordre des Generals. Die Greuel, die dann geschahen bei der „Magdeburger Hochzeit“, versucht die Feder vergeblich zu beschreiben. „Zur Ehre Gottes!“ schrie man hier, den Säugling spießend, „Kezer!“ dort, die Leichen der schändlich Gemordeten aus den Fenstern werfend. Vergeblich sucht selbst Pappenheim, sucht Tilly sogar dem Greuel der Verwüstung Einhalt zu tun; vergeblich, denn der Bügel ist ihnen entrissen! Mehr als satanische Wut erfinden kann, geschah der armen, armen Stadt. Abends war von Magdeburg außer einigen Häusern, den Fischerhütten an der Elbe, dem Dom, nichts mehr vorhanden als ein rauchender Trümmerhaufen, den gierige Nordbrenner ruhelos durchsuchten.

Bald nach 12 Uhr mittags erwachte Hoyer von dem Schlaftrunk. Neugierig sah er sich um und konnte sich zunächst kaum besinnen, wo er war. Erst das Kampfgeräusch erweckte ihn zum Bewußtsein. Ein Blick auf seine Kleidung und Umgebung lehrten ihn, welchen Verrat man an ihm begangen. Eilends erfaßte er den nächsten Hut, riß ein Schwert herunter, griff eine schwere

Partisane auf, bemächtigte sich des ersten besten Pferdes und eilte der Stadt zu. Niemand achtete auf ihn. Magdeburg war besiegelt: „All“ gewonnen, all gewonnen!“ hört er die jauchzenden Rufe der entmenschten Sieger; sein Herz stand fast still, bei dem Greuel, den er sah. In Todesangst um Jutta und deren Familie fliegt er den Breiten Weg hinunter! Alles in Flammen; aber da stehen wallonische Kürassiere: Gott sei Dank: Juttas Haus war unverletzt. Die Kürassiere machten dem tillyschen Pagen Platz:

„Oheim, Jutta, Tante!“

Er umarmte seine Lieben; sie waren gerettet; aber wer konnte sich freuen bei dem allgemeinen Elend? — — —

Verwundert betrachteten die Seinen den Anzug, welchen er trug; er aber erzählte ihnen fliegenden Atems alles, eilte hinauf, riß die Kleidung in Fetzen vom Leibe, zog seine Uniform an und blieb dann mit der gespannten Pistole unten als Wache zurück, bereit, sich den Plünderern als Wall entgegen zu werfen; alle anderen eilten nach oben, selbst die Kranke hatte man hinaufgeschafft; aber kein Feind drang ins Haus.

Man verlebte eine trostlose Nacht; morgens 8 Uhr ward plötzlich geöffnet und Tilly trat ein; nur zwei Pagen durften ihn begleiten, mußten aber auf dem Korridor bleiben.

Dann folgte eine ernste Unterredung mit Hoyer, die einen so heftigen Charakter annahm, daß der Syndikus und Jutta herbeistürzten, während der General der Wache draußen winkte, die Hoyer fesseln und als Gefangenen bewachen mußte.

Jutta flehte auf den Knien um Gnade für den Verlobten, Tilly aber hob sie auf:

„Du bist es wert, mein Kind, daß er dich liebt; er ist brav und ich behandle ihn streng um seines eigenen Besten willen!“

Hoyer aber schrie: „Ich wollte, ich läge erschlagen draußen, als ehelos hier zu sitzen!“

„Ehelos? — Ich meinte, nur überlistet? Tröstet Euch darüber, Herr Großneffe! — Ihr aber, meine Verwandten, Nefse und Großnichte, was fange ich mit Euch an? Wohin soll ich Euch geleiten lassen, da Ihr hier Eures Lebens nicht sicher seid?“

„Laßt uns“, begann hier der Syndikus, „laßt uns auf den Weg nach Leipzig geleiten und schafft uns Furwerk für unsere Kranke, General!“

„Es ist jemand krank?“

„Meine Frau!“

Tilly stattete der Kranken selbst einen Besuch ab und murmelte: „Hat nichts von Gisela an sich, ist ganz der alte Eisenkopf Ther Bont!“

Dann eilte er wieder hinunter und versprach Wachen und Furwerk zu schaffen. „Ihr bleibt mein Gefangener!“ herrschte er Hoyer zu, dann schritt er hinaus.

Man hatte Hoyer längst die Waffen genommen; zwei handfeste Kürassiere bewachten ihn; seine Hände waren gefesselt. Laut knirschte der junge Held mit den Zähnen, aber alles war natürlich vergeblich. Bald darauf erschienen 6 Draquener als Wache und ein Wagen mit vier Pferden bespannt, auf den man den besten Hausrat auf lud. Dann folgte ein herzzerreißender Abschied zwischen Jutta und Hoyer. Das edle Mädchen wollte sich nicht von ihrem Verlobten trennen, bis dieser ihr selbst zuredete: „Denn“, sprach er, „ich komme doch bald wieder frei; wenn nicht mit Gutem, so mit List! Nun eilt, oder Ihr seid nicht mehr sicher!“

Am andern Tage verlegte Tilly sein Hauptquartier weiter nach Süden und Hoyer wurde mitgeschleppt; Pappenheim aber berichtete nach Wien:

„Seit Trojas und Jerusalem's Eroberung ist eine solche Victoria nicht geschehen!“ In der That waren mehr als 20 000 unschuldige Menschen gemordet! —

In derselben Nacht regte es sich im Kreuzgange des Domes: Fünf schwedische Krieger krochen aus einem großen unterirdischen Versteck hervor, das ihnen Berg gezeigt und eilten, von der Dunkelheit begünstigt, nach Norden davon. Hoyer hielt man allgemein für tot.

V.

„Da starb ein Held bei Lützen
Auf winterlichem Plan,
Der, Luthers Lehr' zu schätzen,
Von Schweden kam heran.“

Alles auf der Flucht? — Auf der Flucht und unter einem unbefiegbaren Tilly? — Hoyer konnte es sich kaum denken, daß den Unbefiegbaren sein Schicksal so bald getroffen. Die Schlacht

musste entscheidend gewesen sein, denn man hatte es eilig, sehr eilig, um die Donau zu gewinnen. Hoyer war allerdings stets scharf bewacht; im übrigen behandelte ihn Tilly artig, behielt ihn auch immer in seinem Zelte bei sich und sprach oft mit ihm pietätvoll von seinem tapferen Vater. Wiederholt fragte er ihn auf Umwegen aus, ob Graf Ernst kein Testament hinterlassen, ob er dem Sone kein Geheimnis anvertraut. Hoyer war klug genug, stets alles zu verneinen und einzusehen, daß ein Familiengeheimnis existieren müsse und daß ihn Tilly nur um deswillen mit sich schleppe. Da gewann bei ihm der Satz in dem letzten Briefe seines Vaters: „Besonders achte auf die Stelle fünfzig

Schritte nach Norden von der großen Buche im sogenannten katolischen Hofe“ — eine ganz andere Bedeutung wie bisher. Er kam zu der Ueberzeugung, hier müsse das Geheimnis stecken. Man mußte diesen Brief, der in seiner Ledertasche zusammengefaltet lag, übersehen haben; Hoyer lernte die Stelle auswendig und zerriß dann das Schriftstück in kleine Bruchteile. — Auf die Dauer ward dieser Zustand dem Gefangenen aber unerträglich; wenn er jedoch dem General Vorwürfe machte, daß er ihn ganz gegen das Völkerrecht gefangen halte, so lächelte Tilly — den seit der leipziger Katastrophe sah ihn niemand herzlich lachen — und meinte, im Kriege seien alle Listen erlaubt. (Schluß folgt.)

Tendenzkritik wider Tendenzdramatik.

Eine Entgegnung wider die Arbeit „Das Theater zur Zeit der französischen Revolution“ von B. Sincerus in der „N. W.“ Nr. 47, 48.
Von Bruno Geiser. (Schluß.)

Wie hätten die französischen Republikaner im letzten Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts, frage ich, auf einmal wissen sollen und schaffen können, was bis dahin niemand in Frankreich gewußt und niemand geschaffen hatte?

Kein gerechter Kritiker hätte ein Recht gehabt, ihnen einen Vorwurf daraus zu machen, wenn sie mit ihrem Theater genau auf derselben niedrigen Stufe wären stehen geblieben, auf der es ihnen das, in Grund und Boden versauzte und zermorachte, alles um sich her mit dem Hauche der Verwesung verpestende, nur noch lebendig geschminkte Königtum der Bourbonen — also schildern es auch republikfeindliche Geschichtschreiber — überliefert hatte.

Ja noch mehr! Der gerechte Kritiker würde es sogar, wie mir scheint, erklärlich und entschuldbar finden, wenn das wenige Gute, was etwa noch am französischen Theater des vorigen Jahrhunderts gewesen, in der Revolutionszeit völlig in die Brüche gegangen wäre. Alle Kräfte konzentrierten sich ja auf dem Gebiete des politischen Lebens, wo „im Vordergrund der Szene gewaltige Ereignisse stehen“ und sich „schauerliche Dramen und Tragödien“ abspielen, wie der von Sincerus zitierte französische Kritiker hervorhebt. Freilich hat Sincerus ihm gegenüber durchaus recht, daß er es „vollständig begreiflich, ja natürlich“ findet, wenn „in Zeiten, in welchen das Morgen unsicher und todtbringend ist, die Menschen das Heute genießen und sich in ungebändigter Lust des Lebens freuen“. Aber genau ebenso begreiflich wäre es gewesen, wenn im Strudel der durch den mächtigen Drang der politischen Ereignisse erzeugten und gewissermaßen krampfhaft gesteigerten Lust die Fähigkeit, Dramen und Tragödien zu schaffen für die Bretter, welche nur die Welt bedeuten, gänzlich untergegangen wäre oder völlig sich in Narrheit und Abergwitz aufgelöst hätte.

Aber merkwürdigerweise geschah das nicht! — Im Gegenteil, — man braucht nur einigermaßen in die Geschichte des Theaters der Kulturvölker eingeweiht zu sein, um zu der Anerkennung gezwungen zu werden, daß zum mindesten die dramaturgischen Bestrebungen der französischen Revolutionäre, wenn nicht ihre dramatischen Leistungen, einen höchst bemerkenswerten Fortschritt in der Erkenntnis dessen, was das Theater zu leisten habe, bezeichnen.

Wenn Gouthon im Konvent erklärte, daß das mit der Aufklärung und der Bildung der öffentlichen Meinung betraute Komitee erwogen habe, „daß die Theater die gegenwärtigen Umstände nicht übersehen dürfen“, und wenn er hinzufügt, die Theater hätten „zu lange der Tyrannei gedient“, und es sei Zeit, „daß sie endlich der Freiheit dienen“, so bekundet er, gleichviel was er unter Freiheit verstanden haben mag, mehr Verständnis für die Aufgabe der dramatischen Dichtkunst und mehr Achtung vor ihr, als heutzutage die meisten deutschen Hoftheaterdirektoren, Intendanten und Generalintendanten an den Tag legen.

Und das Programm Billaud-Varennes' ist gerade in jenen von Sincerus angeführten Worten so charakteristisch für die dramaturgischen Bestrebungen der französischen Revolutionsmänner, daß man eigentlich nur nötig haben sollte, sie ein einziges mal zu lesen, um vor jenen Bestrebungen Respekt, ganz gewaltigen Respekt zu bekommen.

Wiederholen wir sie hier!

„Nemt den Menschen von seiner Geburt an,“ sagte Billaud-Varennes am 24. April des Jahres 1794, „um ihn schließlich zur

Tugend zu führen durch die Bewunderung der großen Ereignisse und durch den Enthusiasmus, welchen sie einhauchen ... das sind lebendige und ergreifende Bilder, welche tiefe Eindrücke hinterlassen, welche die Seele erheben, welche das Gemeine vertiefen, welche den Bürgersinn und das Menschengefühl elektrifizieren: den Bürgersinn, dieses höchste Prinzip der Selbstverleugnung, welche selbst wieder die unversieglige Quelle aller großen bürgerlichen und gesellschaftlichen Tugenden ist.“

Selbst das „famose Programm“, wie es Sincerus nennt, das der „berühmte Prokonsul von Avignon“, das Konventsmitglied Maignet, in Marseille veröffentlichte, scheint mir vom Standpunkte des politischen parteilosen Kritikers noch garnicht so übel. Denn warum sollte es damals nicht zeitgemäß erschienen sein, die Theater „an einen vernünftigen Zweck zu erinnern, sie zu einer nationalen Institution zu erheben, sie zu republikanisieren und eine nationale Schule daraus zu bilden, welche durch ihre eigenartigen Sitten die Bürgertugenden lehrt und befördert“?

Dieses „famose Programm“ des „berühmten Maignet“ hat nämlich verschiedenes sehr gewichtige und sehr richtige mit dem gleichfalls und in allem Ernst famosen Programm des berühmtesten Dramaturgen und Kunsttheoretikers aller Zeiten, mit unserm Lessing, gemein.

Auch gewiß sehr merkwürdig, aber doch unleugbar war!

Auch Lessing wollte dem Theater einen vernünftigen Zweck als ehernes Fundament unterbauen, und auch er wollte es zu einer nationalen Institution erheben.

Freilich weichen die Ansichten Maignets über das, was der vernünftige Zweck des Theaters sein sollte, von denen Lessings ziemlich bedenklich ab, denn Maignet wollte vor allem durch das Theater die Bürgertugenden gelehrt und befördert haben, er wollte das Theater republikanisieren sehen.

Das ist nun freilich einseitig, es ist beschränkt; solches Verlangen get aus falschen Anschauungen, aus mangelhafter Erkenntnis des Wesens und der Aufgabe der Kunst hervor und ist allerdings und in Wahrheit töricht.

Die Kunst in allen ihren Zweigen findet ihre höchste Aufgabe in der Verschönerung und Veredlung aller Menschenwerte und alles Menschenlebens; sie muß also den ganzen Menschen packen, ihn erheben und läutern, und nicht bloß den Menschen, soweit er Bürger ist. Die Kunst soll und kann darum auch nicht „republikanisieren“, d. h. der Staatsform Republik angepaßt, und als Mittel zu irgendeinem republikanischen Zwecke gebraucht werden, denn die Kunst ist kraft ihrer Aufgabe hoch über jeder Staatsform — die Staatsformen, gleichviel ob Despotie oder Republik, tun das beste, was sie tun können, wenn sie sich in ihren, in der Kunst Dienst begeben und in den Dienst ihrer einzig ebenbürtigen Schwester — der Wissenschaft.

Wissenschaftlich zu untersuchen, welche Staatsform die beste Dienerin von Kunst und Wissenschaft zu sein sich eignet, ist hier nicht am Platz, dazu bedarf es tiefer kulturhistorischer, mit höchstem Aufwand kritischer Objektivität ausgestatteter Forschungen, und die endgiltige Antwort auf diese Frage kann doch nur erteilt werden von den Resultaten, welche die Kulturentwicklung der Menschheit in den kommenden Jahrtausenden ans Licht fördern wird.

Aber daran erinnert möge sein, daß der einzige Staat, welcher nach unsrer, sich in allerdings komischer Annäherung so nennenden, Weltgeschichte in mindestens annähernd würdiger Weise Kunst und

Wissenschaft diente, eine Republik war — die perikleische Republik des alten Athen.

Von der Höhe der Anschauung herab, welche wir in den vorhergehenden Ausführungen erreicht haben, nimt sich freilich alles, was die von Sincerus zitierten Männer der französischen Republik über die Bestimmung der dramatischen Kunst gesagt haben, klein genug aus, aber deutlich erkennbar dämmert doch in all' dem angeführten nicht nur die Ueberzeugung, daß das französische Theater der vorrepublikanischen Zeit seine Aufgabe ganz und gar verfehle, daß es zu etwas besserem, weit besserem bestimmt sei, sondern auch die Erkenntnis, daß es vom Staate und Volke, von der Nation dazu erhoben werden müsse. Das war gewiß ein vielversprechender Anfang zur Besserung! — Daß es bei diesem Anfange im großen und ganzen bis heute geblieben ist, ja, daß heute, nach einem Jahrhundert noch, in allen Kulturländern die dramatische Kunst grade in ihrem dominirenden, auch von dem angeblich „gebildeten“ Publikum meistgeliebten und gepflegten Teile nicht einmal diesem Aufdämmern besserer theoretischer Erkenntnis in ihren Leistungen gerecht geworden ist, dafür können die französischen Republikaner von 1789 sicher am allerwenigsten verantwortlich gemacht werden.

Und nun die andern Vorwürfe, mit welchen Sincerus neben der kapitalen Verleumdung des Wesens und der Aufgabe eines höchstbedeutenden Teiles der Kunst die teatralischen Sünden der französischen Republik heimsucht!

„In den Kulissen und auf der Szene zankte, beleidigte, ohrfeigte man sich.“ — Abgesehen, wirklich höchst ungebildet, ja roh. Gefittete Menschen sollen sich weder zanken, auch wenn sie Meinungsverschiedenheiten auszuweichen haben, sie sollen sich noch

weniger beleidigen, und am allerwenigsten — entsetzlich zu sagen: orfeigen. Schade nur, daß nicht einmal die Orfeige hinter den Kulissen und vor den Kulissen bis heutigen Tags außer Mode gekommen ist. W. Sincerus, dessen gesellschaftliche Stellung ihn, wenn ich nicht irre, mit mehr als einer hervorragenden Biene unsrer Tage, insbesondere auch mit Hofbienen in Berührung gebracht hat, wird in seiner Erinnerung nach Skandal- und Prügelzeiten zwischen Schauspielern, Dichtern und Theaterrezensenten neuester Zeit nicht vergeblich suchen. — Par exemple: vor neuer mehr als zehn Jahren schimpfte ein heute noch zu den allerberühmtesten zälender Opernsänger der vornehmsten deutschen Hofbühne eine gleichfalls heute noch als eine der allerberühmtesten gefeierte Opernsängerin hinter den Kulissen auf das beleidigendste und unanständigste, und dafür sprang die körperlich kleine Diva an dem in jeder Beziehung großen Sänger empor und applizierte ihm ein par Orfeigen, an die seine Oren noch lange brummend gedacht haben sollen. Und ferner, ist Herrn Sincerus nicht die Skandalgeschichte des leipziger Stadttheaters bekant? Hat man sich da in den letzten Jahren etwa nicht gelegentlich gezanft, beleidigt und georfeigt?

Mit all' den übrigen Vorwürfen, die Sincerus gegen das Theater der französischen Republik erhebt, stet es genau so. Dieselben oder noch schwerere lassen sich, zum mindesten mit demselben Recht, gegen das Theater der Gegenwart erheben, und da die Annahme der Unbekanttschaft mit den bezüglichen Zuständen bei einem Mann wie Sincerus ausgeschlossen ist, kann es nichts andres als der Ausfluß einer bei dem Kritiker unstatthafter, republikfeindlichen Tendenz sein, wenn Sincerus dessen bei der Beurteilung der dramatischen Verhältnisse während der Revolution nicht eingedenk ist.

Blicke in die Gewerbe- und Industrieausstellung zu Halle a/S.

(Fortsetzung.)

III. Berg-, Hütten- und Salinenwesen.

Die Provinz Sachsen ist für den Bergbau von besonderer Bedeutung. Silber, Kupfer, Salz, Eisen und Braunkohlen sind die Schätze, die hier die Erde verschlekt. Man braucht nur an die Aufschrift: „Segen des mansfelder Bergbaues“ auf den schönen Silbertalern zu erinnern, um auf einen der Hauptfundorte des edlen Metalls hinzuweisen. Der mansfelder Bergbau repräsentirt sich denn auch auf der Ausstellung in imposanter Weise. Man findet da eine graphische Darstellung der Kupfer- und Silberproduktion in den Jahren 1779 bis 1880, die ein lehrreiches Bild von den Schwankungen in der Gewinnung dieser Metalle sowol wie von den Schwankungen des Wertverhältnisses derselben gibt. Eine größere Anzahl Modelle von Bergwerksbauten läßt den Beschauer die schwierige und gefahrvolle Arbeit der Bergleute erkennen, während Modelle von Hochöfen, Zeichnungen und Photographien die Hüttenstätigkeit zu veranschaulichen bestimmt sind. Von Hüttenprodukten selbst ist eine sehr große und natürlich überaus wertvolle Menge ausgestellt. Dem schien nicht die Kollektion von zehn Feinsilberbaren begehrenswert, die hier dem Auge entgegenglänzen, wer erstaunte nicht über die großen Kupferbleche, die man da in einer Länge bis zu neun Metern und bis zum Gewicht von zehn Kilogramm sehen kann, über die mächtigen kupfernen Böden und Kessel, die daneben lagern? — Diese Ausstellung der mansfelder kupferhieserbaubenden Gesellschaft, welche übrigens über 13,000 Arbeiter beschäftigt, ist denn auch von der Jury durch die Verleihung der goldenen Medaille ausgezeichnet worden.

Ein Bericht über eine Ausstellung, deren Schauplatz Halle a. d. S. ist, wird nicht geschrieben werden können, one dem Salzbergbau eine besondere Berücksichtigung zu teil werden zu lassen. Ist doch die Geschichte der Stadt Halle auf das engste mit derjenigen des letzteren verknüpft, und wir geben daher auch zuerst eine kurze Skizze, wie sich hier der Salzbergbau und mit ihm die alte Saalstadt länger als ein Jahrtausend hindurch entwickelt hat. Neben dem Salzdorfe Halla erbaute 806 König Karl (Karls des Großen Sohn) eine feste Burg, wahrscheinlich das schwarze Schloß, welches an der Stelle der jetzigen Moritzburg lag. 961 schenkte König Otto I. den ganzen Gau Neletice mit allen salzig n Gewässern dem Moritzkloster in Magdeburg. Diese Schenkung ging 968 auf das vom Kaiser Otto I. gestiftete Erzbistum Magdeburg über. Wie früher der König, so war fortan der Erzbischof von Magdeburg Eigentümer der Salzbrunnen im Gau Neletice. Der Erzbischof befehlete mit den Salzgütern verschiedene Lehnleute, welche die Salzbereitung durch des Salzsiedens kundige Wenden, von denen der ganze Gau Neletice bebüet war, ausüben ließen. Das alte Salzdorf Halle im Tale an der Saale (welches nie, wie behauptet worden ist, Dobrogora geheißt hat, da dieser Name die wendische Bezeichnung für das früher mit einer Burg versehene benachbarte „Gutenberg“ ist, während eine verdächtige Urkunde König Konrads II. vom Jahre 1029 den Namen Dobrofel — Gutsalz — hat) wuchs bald zur blühenden Handelsstadt heran, als welche sie sicher 1124 erscheint. In ihr hielt, wie im

ganzen Erzbistum Magdeburg, der vom Kaiser mit dem Banne belehnte Burggraf von Magdeburg Gericht (wie es 1123 Markgraf Wiprecht v. Großsch als Burggraf von Magdeburg bereits tat). Der Burggraf von Magdeburg, der jährlich nur dreimal zum Gericht kam, befehlete den erzbischoflichen Salzgüts-Betriebsdirigenten mit der Gerichtsbarkeit in (Talsstadt) Halle; dieser Vorsitz des Gerichts hieß „Salzgraf, comes salis“, das Gericht selber „Talschöffenbank“. (Als bis zum Anfange des 12. Jahrhunderts neben der Talsstadt die Bergstadt Halle entstanden war, wurde für diese die „Bergschöffenbank“ eingerichtet, deren Vorsitzender später der Schultheiß war, der ebenfalls vom Burggrafen von Magdeburg die Gerichtsbarkeit als Lehen empfang). Die Talgüter oder Salzbornlehne, welche im 12. Jahrhundert noch Eigentum des Erzbischofs von Magdeburg sind, erscheinen nach der Mitte des 13. Jahrhunderts als Erblehne der Pfänner. Die Pfänner bildeten das Patriziat der Stadt Halle. Um sich von der Herrschaft des Erzbischofs und seiner Beamten, des Salzgrafen und der Schöffenbänke, freier zu machen, errichteten die Pfänner eine neue Behörde, den Rat der Stadt, um die Mitte des 13. Jahrhunderts. Das Talamt bestand in der ältesten Zeit aus neun Schöffen, zu denen seit 1475 die drei Oberbornmeister (für den wendischen, deutschen „Gutsars“ und Metterisbrunnen mit dem Hadeborne) gehörten. Das Talamt mußte mindestens wöchentlich einmal zusammentreten, über allgemeine Talangelegenheiten beraten und die Salzlager und das Gewicht der Salzstücke inspizieren. Außerdem hatte es jährlich drei Botdinge, in denen bürgerliche und peinliche Klagen abgeurteilt wurden, abzuhalten. Seit 1482 bestand das Talgericht aus dem Salzgrafen und 12 Schöppen, dem Bornschreiber und dem Talvogte und hielt wöchentlich zweimal, Freitags nachmittags und Sonnabends vormittags, Sitzungen auf dem Talhause ab. Botdinge wurden nur jährlich zwei gehalten. 1722 wurde auf Befehl König Friedrich Wilhelms I. von Preußen das Talgericht mit dem Burggerichte vereinigt und der Salzgräfe fortan vom Könige ernannt, die bisherigen Talschöppen aber fielen weg. Solches Talgericht sollte fernerhin den Namen „Er. königlichen Majestät in Preußen zu denen Talgerichten verordnete Salzgräfe und Assessors“ tragen. Erst am 1. Juli d. J. ist das Talgericht völlig aufgehoben, die „konsolidirte halle'sche Pfannerschaft“ aber neuerdings reorganisiert worden. Die Ausstellung der letzteren ist eine sehr umfangreiche. Erreicht doch die Jaresproduktion an ausgezeichnetem Speisesalz, welches die Halloren in der Saline herstellen, eine Höhe von 220,000 Zentnern. Die Resultate der Salzgewinnung werden auf einem 15-armigen, von einem kleinen Halloren gekrönten Ständer in folgender Reihenfolge dargestellt: Schachtsoole, Mutterlange und Siedesoole, Tafelsalz, grobkörniges, mittelkörniges und feinkörniges Speisesalz, Badesalz, Düngesalz und Steinsalzkörner. Nächstdem ist die Veranschaulichung des Grubenbetriebes und der maschinellen Seilförderung durch zahlreiche Modelle interessant. Die Ergebnisse des Braunkohlenbergbaues der Pfannerschaft werden in einem mächtigen pyramidalen Aufbau vorgeführt. Auch das herzoglich anhaltische Salzwerk Leopoldshall bringt verschiedene Salze in Glasglocken etc. und einen Grund- und Proffirich des Werkes zur Anschauung. Ein nicht minder bedeutendes Salzbergwerk ist die Gewerkschaft Neustadt, welche sich im Jahre 1871 konstituiert hat und gegenwärtig circa 800 Beamte und

Arbeiter beschäftigt; dieses Werk stellt Steinsalze, Karnallit, Rainit, Boracit, Kieserit zc. aus und zwar in einem recht geschmackvollen Pavillon, der von einer durch Bergleute des Werkes aus Steinsalz hergestellten Pyramide gekrönt ist. Die heilkräftige Verwendung der Salzsäure für Badezwecke, sowie zu Trinkluren veranschaulicht die Altien-Gesellschaft der Saline und des Solbades zu Salzungen, und den Prozeß der Herstellung des Alauns bringt die Verwertung des Alaunwertes Schwefel bei Düben, welche mächtige Rüpen aus kristallisiertem, doppelt und fein raffiniertem Alaun vorführt, zur Darstellung. Die ebenfalls mit der goldenen Medaille prämierte Gesamtausstellung der fiskalischen Salinen und Salzwerke der Provinz Sachsen ist vom Oberbergamt zu Halle veranstaltet worden. Der Oberbergamt dieser Ausstellung trägt Siedesalze, Steinsalze und Kalisalze, die, wie im Katalog bemerkt ist, nach der ganzen Welt abgesetzt werden. Es sind bei dieser Kollektivausstellung die Salinen Schönebeck, Artern, Dürrenberg und die Salzwerke Staßfurt und Erfurt beteiligt, welche insgesamt nahezu 1400 Arbeiter beschäftigen. Gleichzeitig ausgestellt sind durch das Oberbergamt eine Anzahl schöner und wertvoller geologischer Karten; man kann an denselben studiren, wie verschiedenartig die Verhältnisse sind, unter denen das Salz in der Erde gefunden wird. Während z. B. in Schönebeck drei verschiedene Schichten Sandstein, oberbunter, mittelbunter und unterbunter, zu durchdringen waren, um auf das Steinsalzlager zu stoßen, bedurfte es im Werke zu Artern der Durchbohrung folgender Schichten: Diluvium und Tertiär, Buntsandstein, Sand- und Tonstein, Letten, Gyps, Anhydrit mit Stinkstein.

Wenn auch natürlich nicht zu dieser Gruppe gehörig, verdient die Gasöl-Anlage, welche die Firma R. Drescher in Chemnitz i./S. vorführt, hier anhangsweise kurz erwähnt zu werden. Zwei Restaurationsetablissemments auf dem Ausstellungspalaz werden durch dieses Delgas beleuchtet. Zu der Herstellung des Gases wird dunkles Paraffinöl dritter Sorte verwandt. 1 Centner Paraffinöl liefert 28—30 Kubikmeter vortheilhaftes Leuchtgas. Im wesentlichen besteht die Delgasanstalt auf der Ausstellung aus dem Gasometer, dem Strubber und dem Retortenofen, der gewöhnlich aus Mauer- und Chamottesteinen gebaut ist, und in welchem, je nach der Größe der Anstalt, eine oder mehrere gußeiserne Retorten eingemauert sind; oberhalb des hinteren Theiles des Ofens befinden sich die nach der Zahl der Retorten nötigen Delfäbel, welche das zur Vergasung dienende Del aufnehmen und dieses durch Auslaufhähne in eine U-förmige, mit Trichter versehene, am hinteren Teil der Retorte befindliche Röhre zur Vergasung einführen. Durch gußeiserne Auf- und Ueberleitrohre wird das Gas nach der horizontal auf dem Ofen liegenden Vorlage (Hydraulik) geführt, die, wie bei der Steinkohlengasbereitung, für jede Retorte einen Verschluss bildet. Von der Vorlage aus gelangt das Gas durch Verbindungsrohre nach dem zylinderförmigen Strubber, der, mit Coaks gefüllt, dazu dient, das Gas abzukühlen und von den noch darin befindlichen teerigen Bestandteilen zu befreien. Auf gleichem Wege gelangt das Gas vom Strubber nach dem Reinigungsfaß, der mit Kalk, groben Sägespänen und Eisenwitriol gefüllt ist und die Bestimmung hat, alle etwa noch vorhandenen Unreinlichkeiten des Gases zu beseitigen. Von hier wird das Gas durch Röhre nach dem Gasometer — hier ein Teleskop-Gasometer — geleitet. Die Vereitung des Gases ist eine höchst einfache und gefahrlose und geschieht in folgender Weise: Nachdem die Retorten in die gehörige Rotglühitze versetzt sind, was circa 2½—4 Stunden beansprucht, öffnet man die an den Delfäbeln angebrachten Hähne und läßt den Delelauf nach der Retorte durch das U-förmig gebogene Ror erfolgen. Diese einfache Manipulation kann von jedem Handarbeiter befohrt werden. Bei den gebräuchlichen Retortensystemen ist fast ausnahmslos die so schädliche Graphitbildung nicht zu vermeiden — ein Uebelstand, der durch das der Firma Drescher patentirte Retortensystem verhindert werden soll.

Der Graphit in den Delgasretorten entsteht durch die bei der Vergasung in diesen sich niederschlagenden, unvergaslichen, festen Bestandteile und den überschüssigen Kohlenstoff des Gasöls, die sich beim Auftreffen des letzteren auf der Retortenfläche ausscheiden, anfangs breiartige Rückstände bilden, aber durch die hohe Temperatur der Retortenwände ziemlich schnell verhärten und kesselsteinartig als Graphit festbrennen. In jeder Stunde des Retortenbetriebes stärker werdend, erreichen die Graphitschichten die Dide mehrerer Zolle. Durch das Drescher'sche Retortensystem werden diese Uebelstände in einfacher Weise beseitigt. Für kleinere Städte, industrielle Etablissemments, Bahnhöfe zc. ist die Delgasbeleuchtung als die praktischste zu empfehlen. Verdichtungen in den Vorleitungen selbst bei der größten Kälte finden nicht statt, wä- den allerdings bei Steinkohlengas derartige Betriebsstörungen im Winter häufig vorkommen. Das zur Vergasung notwendige Material ist überall leicht und billig zu erlangen und besteht in der Hauptsache — ganz nach der örtlichen Lage der Gasanstalt — in Paraffinölen, resp. Braunkohlenterröfen, Petroleumrückständen, den sogenannten Blau- und Gründölen eben so gut, wie in Roh-Naphtha, Abfällen von pflanzlichen und tierischen Fetten zc.

So wird zum Beispiel in den Spinnereien von Augsburg und Mülhausen das aus den Waschbottichen abfließende Wasser, welches den Schweiß der Wolle und die gebrauchte Seife enthält, in Eisternen geleitet, dort mit Kalkmilch gemischt und zwölf Stunden lang der Ruhe überlassen. Es bildet sich ein Bodensatz, der, nachdem die überstehende klare Flüssigkeit entfernt worden, auf Seibtücher aus grober

Leinwand gebracht wird. Unreinigkeiten, wie Hare, Sand und dergleichen werden zurückgehalten, während die durchgelaufene Masse in Kellerräume gelangt, in welchen sich nach 6—8 Tagen eine teigartige Masse bildet, die mit dem Spaten in prismatische Stücke von der Größe halber Ziegelsteine ausgestochen und auf Horden getrocknet wird. Die trockenen Stücke werden änslich wie bei der Gasbereitung der Destillation unterworfen und liefern ein Gas, welches nicht gereinigt zu werden braucht und eine dreifach stärkere Leuchtfracht besitzt, als das aus guter Gassteinkohle gewonnene. Das Waschwasser einer Kamgarnspinnerei von 20 000 Spindeln liefert, wenn es dem beschriebenen Prozesse unterworfen wird, ca. 500 Kilogramm getrocknete Masse, Suinter genant, täglich; 1 Kilogramm Suinter gibt 210 Liter Gas. Täglich werden im Durchschnitt 150 000 Kilogramm Suinter gewonnen und im regelmäßigen Betriebe können daraus 31 500 000 Liter Gas bereitet werden. Eine Flamme konsumirt in der Stunde 35 Liter, mit der angeführten Quantität ließen sich, das Brennen einer Gasflamme auf 1200 Stunden bedarf zu ihrer Erleuchtung nur 500 Flammen; es bleibt demnach der noch für 250 Flammen dienende Suinter, im ganzen 5000 Kilogramm, zu anderweitiger Verwendung bereit.

Das Paraffinöl-Gas, welches auf der Ausstellung zur Verwendung kommt, ist frei von widerlichen Verbrennungsprodukten, ammoniakalischen und schwefelhaltigen Beimischungen, enthält weder Kohlenäure und Kohlenoxydgase noch Luft zc., womit gewöhnliche Leuchtgase stets verunreinigt sind; es ist schon im ungereinigten Zustande reiner und bedeutend gehaltreicher als bestgereinigtes Steinkohlengas, verbrennt mit brillant weißer Flamme und ist insofern auch eine Quelle des schönsten und billigsten Lichtes.

IV. Die Presse auf der Ausstellung.

Auch die Presse, die „känste Großmacht“, ist auf der Ausstellung vertreten. Die Verleger der „Magdeburgischen Ztg.“ haben einen eigenen, umfangreichen Pavillon errichten lassen, in welchem vor den Augen der Besucher der Druck der „Ausstellungszeitung“ vollzogen wird. Einiges für weitere Kreise interessante sei aus dem Inhalt dieses Pavillons hervorgehoben.

Der Blick des Eintretenden fällt zunächst auf die in der Mitte des Raumes aufgestellte Rotationspresse mit ihren kallofen blinkenden Rädern, Messingteilen, Cylindern u. s. w., darüber hinweg auf eine hohe weiße Giebelnische, in deren Fries in Goldbuchstaben der alte Buchdruckerpruch set: „Gott grüß die Kunst“, und deren Innerer einer vom magdeburger Bildhauer Habs modellirten Niesenbüste Raum gegeben hat. Ein erstes, bärtiges Menschenantlitz mit großen sinnenden Augen schaut uns an — es ist Gutenberg, der Erfinder der Buchdruckerkunst. Rechts und links von der Nische, in den beiden Ecken des Raumes, sind hohe Pyramiden aufgetürmt, aus Rotationspapier bestehend, deren Spigen von dem alten Buchdruckerzeichen, dem silbernen Greifen, der den schwarzen Druckballen in den Klauen hält, gekrönt werden. Rechts hinter der Nische stet eine horizontal gelagerte Dampfmaschine, welche zum Treiben der Rotationspresse dient.

Ehe wir auf eine Beschreibung dieser Rotationspresse eingehen, sei zunächst einiges über das Stereotypverfahren, welches erst die Anwendung der Rotationsmaschinen ermöglichte, mitgeteilt.

Unter Stereotypen versteht man die Anfertigung von Metallplatten, welche eine genaue Kopie des zum Abdruck bestimmten, aus beweglichen Lettern zusammengesetzten Schriftsatzes darstellen, zum Zweck wiederholten Abdrucks und längerer Aufbewahrung der Form, one daß ein Neuzug oder das Brachlegen eines größeren Letternvorrats nötig wäre. Man gewinnt diese Platten durch Ausgießen einer von der Druckform genommenen Matrize (Schriftzug) mittelst einer der Letternmasse ähnlichen Legirung (Metallverbindung). Nach Art der Herstellung der Matrize unterscheidet man zwei Verfahren: die ältere, die Gypsstereotypie, welche flüssigen Gyps oder tonige Zusammensetzungen benutzt, und die neuere, die Papierstereotypie, welche 1829 von dem Franzosen Genoux erfunden, Lagen von Seidenpapier mit einer zwischen die einzelnen Blätter gestrichenen Mischung von Kleister und Schlenkreide benutzt. (Schluß folgt.)

Trene Wächter. (Illustr. S. 617.) Besondere Freundschaft hat zwischen Hund und Kaze bekanntlich nie geherst, aber am allerwenigsten noch war dies Gefühl anzutreffen zwischen dem grauen Kater, der auf unserm Bilde rechts oben auf dem Strohhause zornschneubend stet und dem kleinen krumbeinigen Waldmann, welcher nicht minder seiner Entrüstung Luft macht. Nichts ist aber erklärlicher als diese Feindschaft, welche zum offenen Kriege überzugehen droht. Der Kater, dessen Jagdrevier in den Kellern, Scheunen und Ställen ist, wo er weder Motten noch Mäuse existiren läßt, hatte, durch diese seine Jagderfolge übermütig und stolz gemacht, sich auch einmal an einem edleren Wild versuchen wollen, und dazu schienen ihm der prächtige Rehbod, sowie die Angehörigen der Familie Lampe, welche da gemeinschaftlich den Platz vor dem Hause einnemen, die geeigneten Objekte zu sein. Sie sind zwar tot und bieten dem Feind deshalb keine besondere Gelegenheit zur Erprobung seiner Jagdgeschicklichkeit, aber was tut das? — Dürfte es sich doch am Ende mehr um die Erlangung eines seltenen und fetten Bissens handeln. Und so war er denn in seinem Beginnen schon

so weit gelangt, daß er seiner Beute sicher schien, als der wachsame Waldmann, entrüstet über den frechen Eindringling, aus seinem Schlupfwinkel hervorbrach und einen von furchtbarem Gebell begleiteten Angriff auf den unberufenen Gast unternahm. Das socht zwar den Peter wenig an, und der wachsame Dachshund hat schon manchen Drücker von ihm bekommen und wäre am Ende noch übler von seinen scharfen Krallen und Zähnen zugerichtet worden, wenn nicht der Höllenspelztafel Nimrod herbeigelockt hätte. Die Ankunft dieses mit Recht gefürchteten Gegners zwingt denn den Peter auch zur Flucht nach seiner jetzigen Stellung, die er mit gesträubten Haaren und krummem Buckel schnaufend einnimmt. Aber das hilft ihm alles nichts; für diesmal ist er gänzlich abgeblitzt, und die beiden Wächter da unten scheinen auch gar keine Lust zu haben, jemals in ihr Reich auch nur den Eintritt gestatten zu wollen.

Henry Wadsworth Longfellow. (Porträt S. 621.) In einem Lande wie Amerika, dessen Leben von der trockensten Prosa beherrscht und geleitet wird, muß sich die Erscheinung eines großen Dichters um so glänzender von der profaischen Bildfläche des Volkslebens abheben. Besonders große Beanlagung und unabhängige Lebensstellung und ein von Kummer und Sorgen ungetrübtes Dasein sind wol hier, wo das Ringen um die materielle Existenz den ganzen Menschen zumeist einzig und allein in Anspruch nimmt, viel mehr wie anderwärts Vorbedingung für poetisches Schaffen. Zu jenen wenigen Glücklichen, welchen die Natur diese intellektuellen und materiellen Güter verliehen, gehört nun der Mann, dessen Porträt die „Neue Welt“ ihren Freunden und Lesern präsentiert. Drüben in seinem Vaterlande erfreut sich denn auch kein Dichter einer größeren Popularität als dieser, und auch Deutschland wie ganz Europa hat Ursache, ihm dankbar zu sein. Hat er doch das Verdienst, die Meisterwerke unserer Dichtkunst, wie z. B. die „Frithjofsage“, Dantes „Göttliche Komödie“ und andere, seinen Landsleuten durch gelungene Uebersetzungen bekanntzugeben zu haben.

Henry Wadsworth Longfellow wurde als Sohn eines Advokaten am 27. Februar 1807 in Portland im Staat Maine geboren. Vierzehn Jahre alt, besuchte er das Bowdoin College zu Brunswick, aus welchem er 1825 nach Vollendung seiner Studien ausschied. Da er wenig Gefallen an dem Beruf seines Vaters fand, so folgte er freudig dem Ruf desselben Kollegs, welches ihm 1826 die Stelle eines Professors der neueren Sprachen anbot. Bevor er jedoch in diese Stellung eintrat, unternahm er eine Reise nach Frankreich, Spanien, England, Deutschland, Italien, Holland und Schweden, von der er 1829 zurückkehrte. Eine von ihm im Jahre 1833 veröffentlichte Uebersetzung, sowie die 1835 erfolgte Publikation des Romans „Dutremere“ machten seinen Namen in ganz Amerika bekannt. Im letztgenannten Jahre wurde er denn auch als Professor der neueren Sprachen und der schönen Literatur an das berühmte Harvard College zu Cambridge bei Boston berufen, welcher Ort sein ständiger Wohnsitz geworden ist. Aber auch diesmal unternahm er vor dem Eintritt in seine neue Stellung eine Reise nach Europa und besuchte zunächst Schweden und Dänemark. Den Winter des Jahres 1835 verlebte er in Deutschland, und hier, in Heidelberg, stirbt ihm seine Gattin, mit welcher er seit 1831 ehelich verbunden war. Nachdem er im Frühjahr nach Tyrol und die Schweiz bereist hatte, trat er 1836 die genannte Professur an und verblieb in dieser Position bis 1853. Von dieser Zeit an widmet er sich ausschließlich der Poesie und den Wissenschaften.

Seine zweite Frau, mit welcher er sich kurz nach dem Tode seiner ersten Gemalin verheiratete, verlor er auf eine schreckliche Weise. Sie

kam nämlich mit ihren Kleidern dem offenen Kaminfeuer zu nahe, diese fingen Feuer, und sie starb an den erlittenen Brandwunden. — Als Charakter wird Longfellow als äußerst liebenswürdig geschildert, seine Gastfreundschaft wird gerühmt.

Von großem Einfluß auf sein künstlerisches Schaffen sind jedenfalls die auf seinen Reisen empfangenen Eindrücke gewesen. So erschien bereits im Jahre 1839 sein „Hyperion“, ein Künstlerroman, dessen Handlung sich auf deutschem Boden abspielt und der die große Sympathie des Dichters für deutsches Wesen zeigt. Auch eines seiner Hauptwerke „Evangeline, a tale of Acadie“, welches 1850 erschien, zeigt diese Einwirkung, denn es wird mit vollem Recht als eine Nachbildung von Goethes „Hermann und Dorotea“ bezeichnet. Das Werk behandelt eine romantische Episode aus früheren Tagen der französischen Ansiedelung in Canada und zeichnet sich durch die poetische und anmutige Weise der Erzählung und auch durch seine wollingenden Hexameter aus. Sein klassisch-schönes Vorbild erreicht es jedoch in keiner Weise. Die von den unferen so verschiedenen Verhältnisse Amerikas müssen natürlich auch auf den dort geborenen und ausgewachsenen Dichter den mächtigsten Eindruck hervorrufen, und so können denn auch seine Werke nicht ohne das Gepräge dieses anderen Denkens und Dichtens ins Leben treten.

In seinem zweiten Hauptwerk: „The Song of Hiawatha“ hat er eine Anzahl Fabeln aus dem Indianerleben poetisch behandelt, und es fand dasselbe solch' großen Beifall, daß im Verlauf der ersten drei Monate nach dem Erscheinen 2000 Exemplare davon abgesetzt wurden. Auch unter seinen Gedichten befinden sich viele, die sich sowohl durch Gedantentiefe als auch durch ihre schöne Form auszeichnen. Als Probe wollen wir hier nur eins folgen lassen, das, von Freiligrath überetzt, einer Reihe gegen die Sklaverei gerichteter Gedichte entnommen ist:

Warnung.

Last euch gewarnt sein! — Der den Len'n erschlug,
Der vor sich hertrieb der Philister Schar,
Der Gazas Tor auf breiten Schultern trug —
Er, als er blind nun und geschoren war,
Als man ihn holte nun von seiner Mühle,
Daß er, Ziel seines Hohns, vor seinen Quälern spiele: —

Er packte wild und riß zu Boden dann
Des Tempels Säulen: — nieder mit Getös
Stürzte das Dach! So strafte dieser Mann
Die Schöpfer seines augenlosen Wehs!
Der arme Sklav, den sie verachten alle,
Zermalnte tausende in seinem eignen Falle!

Ein blinder Simson auch in diesem Land,
Machtlos, geschoren, get in Kett' und Strid:
O, hütet euch — daß nicht auch seine Hand
Umreißt die Säulen dieser Republik,
Bis unsrer Freiheit Tempel, hehr gefügt,
Ein Trümmerlabyrinth formlos am Boden liegt!

Die meisten der von Longfellow verfaßten Werke sind von den verschiedensten Schriftstellern ins Deutsche übertragen worden; vor allen aber sind die Uebersetzungen von Wöttger und Freiligrath zu erwähnen. Von seinen Hauptwerken existirt sogar bereits eine Volksausgabe*).

* Longfellow's Bild und der Text zu demselben sind dem im Verlage von Franz Goldhausen in Leipzig (vom 1. Oktober ab in Stuttgart, Ludwigsstraße 26) erscheinenden „Annubus“ - Kalender (Jahrgang 1882) entnommen, und wollen wir dessen Aufschaffung den Lesern der „N. W.“ hiermit bestens empfehlen haben.

Zur gefälligen Beachtung. Wir geben hierdurch bekannt, daß vom nächsten, mit dem 1. Oktober d. J. beginnenden Jahrgang an der Preis der „Neuen Welt“ von 1 Mark 20 Pf. auf 1 Mark 50 Pf. pro Quartal erhöht werden wird, um uns in die Möglichkeit zu versetzen, dem seitherigen Umfange jeder Nummer einen halben Druckbogen hinzuzufügen zu können. Es braucht wol kaum der besonderen Versicherung, daß Verlag und Redaktion, welche letztere übrigens nach wie vor von denselben Mitgliedern, die ihr seither angehörten, gebildet wird, keine Bemühung scheuen werden, um die „Neue Welt“, sowol was den Text wie die Illustrationen anget, immer größerer Vollendung entgegenzuführen und ihr eine erste Stelle innerhalb der deutschen Journalistik zu sichern.

Gleichzeitig wird unseren Lesern zur Kenntnis gebracht, daß vom 1. Oktober an sich Redaktion und Verlag unserer Zeitschrift in Stuttgart befinden werden, wohin die letztere in der Hoffnung übersiedelt, daß sich der weite Kreis ihrer Abonnenten durch immer neue Scharen nicht bloß Unterhaltung, sondern vor allem auch Belehrung begehrender Leser vergrößern wird, die in ihrem Streben nach wirklicher Aufklärung auf allen Gebieten des Wissens, in ihrem ernsthaften Ringen nach geistiger Unabhängigkeit zu unterstützen, der „Neuen Welt“ von jeher als ihre oberste und zugleich schönste Aufgabe erschienen ist!

Verlag der „Neuen Welt“.

Franz Goldhausen.

Inhalt. Herrschen oder dienen? Roman von M. Kantsky (Fortsetzung). — Bilder aus dem Privatleben der Griechen und Römer, von Dr. Max Vogler (Fortsetzung, mit Illustration). — Aus Deutschlands schlimmster Blut- und Eisenseit. Historische Novelle von Carl Cassan (Fortsetzung). — Tendenzkritik wider Tendenzdramatik. Eine Entgegnung wider die Arbeit „Das Theater zur Zeit der französischen Revolution“ von B. Sincerus in der „N. W.“ Nr. 47, 48. Von Bruno Geiser (Schluß). — Blicke in die Gewerbe- und Industrieausstellung zu Halle a/S. (Fortsetzung). — Treue Wächter (mit Illustration). — Henry Wadsworth Longfellow (mit Porträt). — Zur gefälligen Beachtung.